

Der Mensch von heute ist wie einer, der seinen Namen vergessen hat, denn sein Name ist eingebettet in den Namen Gottes. Man kann nicht den Namen des Lebendigen Gottes vergessen und seines eigenen Namens, seines eigenen Lebenssinnes und Lebensweges innebleiben. Das geht ebensowenig, wie eine Brücke stehen könnte, wo sie steht, wenn man das Ufer wegstieße, auf dem sie ruht.

Romano Guardini

Die 75. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Berlin

Der 75. Deutsche Katholikentag fand in der Zeit vom 19. bis zum 25. August in Berlin statt, weil diese deutsche Stadt vor allen anderen ein Anrecht darauf hatte. Nur in Berlin war eine Begegnung der Katholiken des Ostens und Westens möglich. Die deutschen Katholiken wollten außerdem dieser Stadt, die die politische Hochspannung in ganzer Stärke auszuhalten hat, ihre herzliche Verbundenheit beweisen. Aus diesen Gründen waren auch fast alle deutschen Bischöfe persönlich nach Berlin gekommen, die übrigen hatten offizielle Vertreter entsandt.

Zeugnis für Gott in der Weltstadt

Der Katholikentag stand unter dem Leitwort: „Gott lebt“. Am Schnittpunkt zweier Welten, die beide der Gottlosigkeit verfallen oder doch schwer von ihr bedroht sind, wird das Zeugnis für den lebendigen Gott zur Pflicht der Christen. Die Weltstadt Berlin bedarf dieses Zeugnisses auch darum, weil die große Welt heute überall den Eindruck erweckt, daß Gott nicht mehr ist. Noch bis vor kurzem konnte man sagen, daß Berlin eigentlich keine katholische Vergangenheit habe, wie München oder Köln, obwohl Männer wie Eduard Müller, Carl Sonnenschein und andere dort ein bewundernswertes Apostolat ausgeübt haben. Jetzt aber wurde uns bewußt, daß auch die Kirche von Berlin durch das Blut von Märtyrern geheiligt ist und dadurch eine Verheißung für die Zukunft empfangen hat. Das Blut der Märtyrer ist ja der Same der Christen. Den westdeutschen Teilnehmern aber mußte der in Berlin gewonnene Einblick in die Verhältnisse ihrer ostdeutschen Glaubensbrüder zu ernster Prüfung Anlaß geben, ob nicht ihr Glaube tot sei. Sie mußten sich in diesen Tagen immerfort fragen, ob sie nicht Pharisäer seien, und manche von ihnen erhielten eine Lektion. Man macht sich auch darüber Gedanken, welcher Einfluß wohl von dieser Versammlung auf die Weltstadt Berlin und auf jene ihrer Bewohner ausgegangen sein mag, die nicht mehr lebendige Christen sind. Wenn man hierauf eine sichere Antwort geben könnte, müßte man daraus Konsequenzen für den Ort künftiger Katholikentage ziehen.

Aber wir können nur eines mit Gewißheit sagen, daß sehr viele Berliner die Teilnehmer des Katholikentages, Priester und Laien, zu beobachten Gelegenheit hatten. So mag ihnen wenigstens Verwunderung darüber gekommen sein, wieviele Menschen noch glauben und für den Glauben erstaunliche persönliche Opfer bringen. Ebenso sicher allerdings ging dies Zeugnis hauptsächlich von den Teilnehmern aus dem Osten aus.

Die Schwierigkeiten des Katholikentages

Dem Katholikentag standen bekanntlich überaus große Schwierigkeiten entgegen. „Durch ein technisches Versehen der Post“, wie P. Theo Hoffmann SJ sagte, waren die Teilnehmerkarten mit dem Quartiervermerk in der Ostzone größtenteils nicht angekommen. So standen am Vorabend des Katholikentages 16 000 Menschen auf der Straße, und das Berliner Lokalkomitee hatte Mühe, für jeden ein Strohlager zu besorgen. Weil der Ostberliner Magistrat seine ursprüngliche Zusage zurückgenommen hatte, mußten zahlreiche Veranstaltungen und Quartiere in unzureichende Räume nach Westberlin verlegt werden, so daß viele sehnsüchtig vor verschlossenen Türen standen. Die Teilnehmerzahl überstieg sicherlich 120 000, darunter 20 000 Jugendliche. Vier Fünftel kamen aus Ostberlin und der Ostzone, obwohl die Reichsbahn der DDR die zugesagten Sonderzüge nicht zur Verfügung gestellt hatte. Sie ließen sich durch nichts abhalten und durch keine Unzulänglichkeit verärgern. „Und wenn sie uns das Brandenburger Tor zumauern, werden wir uns eben durch Klopfzeichen verständigen“, sagte einer zum Fürsten Löwenstein, und dieser fügte treffend hinzu: „Wer gesehen hat, wie die Menschen aus dem Osten zum Katholikentag nach Berlin gekommen sind, der weiß, wie das deutsche Volk wirklich denkt.“ Schließlich konnten aber alle Schwierigkeiten überwunden werden. „Gott sei Dank, daß wir hier nach Berlin gekommen sind. Gott sei Dank, daß wir uns nicht haben bange machen lassen“, rief der Präsident des Zentralkomitees, Carl Fürst zu Löwenstein, in seiner Begrüßungsansprache aus.

Teilnahme der politischen Öffentlichkeit

Der Katholikentag war vom Wohlwollen aller offiziellen Stellen getragen. Bundespräsident Heuß, Bundeskanzler Adenauer und Bundesinnenminister Lehr hatten Begrüßungstelegramme gesandt, die Bundesminister Lukaschek und Kaiser und zahlreiche Bundestagsabgeordnete waren als Teilnehmer des Katholikentags erschienen. Auch die ostzonalen Stellen schickten sich in die Lage. Der stellvertretende Ministerpräsident der Deutschen Demokratischen Republik, Nuschke, nahm an der Parallel-Eröffnungsfeier in der Corpus-Christi-Kirche in Ostberlin teil. Mehrere hohe politische Funktionäre der Länder der Ostzone waren private Gäste des Katholikentags. Die Westberliner Verkehrsgesellschaften kamen den Besuchern aus der Ostzone entgegen, indem sie Ostgeld im Verhältnis 1:1 annahmen, und der Ostberliner Magistrat veranstaltete unentgeltlich Autobusführungen durch den Ostsektor.

Tage der Begegnung

Berlin war die erste große Versammlung aller deutschen Katholiken aus allen Zonen nach dem Kriege. Es war ein Fest der Begegnung. Das gilt zunächst in dem schlichten Sinne des Wortes, daß sich hier Menschen wiederfanden, die sich jahrelang nicht mehr gesehen hatten. So wurde der Berliner Bischof Weskamm plötzlich vor die schwierige Aufgabe gestellt, einen Ungarndeutschen aus der Ostzone, den er traurig auf dem Bordstein eines Bürgersteiges sitzend antraf, mit dessen Schwester aus Brasilien zusammenzuführen, „weil man sich doch in Berlin treffen wollte und weil er doch als Bischof so etwas fertigbringen müßte“.

Die Begegnung wuchs zu einer Gemeinschaft im Glauben und Bekenntnis zusammen, die alle Vorbehalte und Unzulänglichkeiten dahinschwinden ließ. Die Brüder aus der Ostzone kamen mit hohen Erwartungen nach Berlin. „Wir sind nicht gekommen, um gut zu essen“, sagte ein Jungmann, „sondern um den Hunger unserer Seele zu stillen.“ Dies war die schwere geistige Aufgabe des Katholikentages, insbesondere seiner Redner und Diskussionsleiter. Man wird wohl sagen müssen: Gott hat ihnen während der Berliner Tage diese Aufgabe aus unzulänglichen Händen genommen und seinen verlassenen Kindern selbst das Brot der Seele gebrochen. Die Unzulänglichkeit ist in der Sache begründet. Während wir im Westen uns Sorge machen um viele Dinge — und wir müssen es —, fragt der Osten nur nach dem Einen Notwendigen: Wie kann ich Gott in meinem Gewissen, in meiner Familie, in meinem beruflichen und öffentlichen Leben lebendig halten? Wahrscheinlich können unsere Worte in dieser Not wenig helfen, es sei denn, sie sind Worte so starken Glaubens und so überzeugender Hoffnung, wie sie in Berlin von Guardini und vor allem von Mario von Galli gesprochen wurden. Mehr schon bedeuten Taten der Hilfe. Eines der Werke geistlicher Barmherzigkeit, die in Berlin während dieser Tage vollbracht wurden, war die Tat der katholischen Verleger, die aus völlig eigenem Antrieb während des Katholikentages gute Bücher im Wert von 100 000 DM gegen Ostmark zum Kurs von 1:1 zur Verfügung stellten.

Die geistige Atmosphäre

Die geistige Atmosphäre wies im Hinblick auf die Begegnung der Christen aus dem Osten und aus dem Westen komplexe Züge auf. In den ersten Tagen der Arbeitsgemeinschaften drängte sich das Gesicht und die

Sprache der westdeutschen Vertreter vor. Man konnte häufig weder den Referaten noch den Diskussionen entnehmen, daß sich hier Christen trafen, die unter völlig verschiedenen politischen Systemen leben. Die Westdeutschen schienen in allem routinierter und tagungserfahrener. Die sicher schon zahlreich anwesenden Besucher aus der Ostzone waren weniger geschickt. Sie saßen häufig in den Nebensälen und hörten Referate und Diskussionen durch die Lautsprecher. Das wurde schlagartig anders, als am Mittwoch nachmittag und Donnerstag morgen das Gros der Hunderttausend aus dem Osten nach Berlin kam, zu Fuß, auf Rädern, alten Lastkraftwagen und auf den Dächern der Züge. Verhärmte Gesichter, Menschen in abgetragenen Kleidern, die seit Jahr und Tag für diese Stunden in Berlin von ihrem geringen Lohn Mark um Mark zur Seite gelegt hatten. Diese Hunderttausend veränderten das Bild. Sie machten die so bewährte Grenzkontrolle der ostzonalen Polizei überflüssig. Sie saßen im vornehmen Zentrum Berlins auf den Bürgersteigen, sie knieten und lagen auf den roten Kokosläufeln der Messehalle und hatten bei allen Veranstaltungen die günstigsten Plätze, weil sie mit einer unvorstellbaren Ausdauer an den Versammlungsstätten aushielten. Mehrere Tausend wurden ohnmächtig aus dem Stadion hinausgetragen. Als sie zum erstenmal mit den Besuchern des Westens zu einer echten Gemeinschaft zusammenwuchsen — es war am Abend der Eröffnung des eigentlichen Katholikentages —, wurde allen Teilnehmenden dieser denkwürdigen Stunde das Glück zuteil, einen Sprecher zu hören, der die gemeinsamen Anliegen der Christen in Ost und West für jeden verständlich in Worte zu fassen vermochte. Das war der Höhepunkt der außerkirchlichen Veranstaltungen des Berliner Katholikentages. Nach dieser Stunde schien in der Kette der zahlreichen Reden der Wert des gesprochenen Wortes zu fallen. Zur gleichen Zeit steigerte sich aber diese Versammlung auf ihr eigentliches Ziel hin: auf die Feier der heiligen Geheimnisse und des Lob-, Dank- und Bittgebetes. Man muß die Bewegung der 60 000 am Samstag abend im Olympia-Stadion miterlebt haben, als sie dicht gedrängt im Scheine ihrer brennenden Kerzen mit ihren Bischöfen in die Nacht hinaus beteten: „Du aber brichst nicht das geknickte Rohr und löschst nicht aus den glimmenden Docht. Verzeihe uns um unseres Herrn und Heilands willen. Erhöre uns.“ Und dann die Bitten für unser deutsches Volk und Land: „Gott, der Lebendige, wende sein Schicksal zum Heil und schenke ihm Einheit in Frieden und Freiheit, er lenke, die es in Vollmacht regieren, rette es vor seinen Feinden und vergelte seinen Wohltätern mit den ewigen Gütern.“

Begegnung mit evangelischen Christen

Wieder einmal erlebten wir die brüderliche Liebe über die Grenzen des eigenen Bekenntnisses hinweg. Wir wußten bereits, daß sie uns das Kreuz vom Evangelischen Kirchentag des vergangenen Jahres, und ihre Wohnungen zur Verfügung gestellt hatten. Wir wußten aber nicht, daß wir so vielen evangelischen Christen auf dem Katholikentag begegnen würden, die gekommen waren, weil sie zum Evangelischen Kirchentag nach Stuttgart nicht fahren durften. Sie trugen gemeinsam mit uns das Tatzenkreuz. Es war mehr als eine Geste, daß der evangelische Landesbischof D. Dibelius den Erzbischof von München bei sich als Gast beherbergte. Wer die ergreifende Ansprache des evangelischen Vertreters, Präses Kreyssig, bei der Eröffnung des Katholikentages hörte, versteht, daß

der Beifall der katholischen Christen bei allen Veranstaltungen am stärksten immer dann aufbrandete, wenn die Sprecher sich an die evangelischen Brüder wandten. Nur wenn von der Wiedervereinigung des geteilten Deutschland die Rede war, klang der Beifall vielleicht noch mächtiger.

Ein Grußwort nach Lund

Der Katholikentag richtete an die Weltkirchenkonferenz für Glaube und Verfassung in Lund, die gleichzeitig tagte, folgendes Telegramm: „Der Berliner Katholikentag grüßt die in Lund versammelten Christen. Möge die Dritte Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung die Christenheit jenem Ziel näher bringen, das dem Herrn so sehr am Herzen lag, daß alle, die an ihn glauben, zu vollkommener Einheit verbunden seien. In diesem Sinn im Gebet vereint.“

Besuche im Ostsektor

Die Teilnehmer des Katholikentages besuchten in großer Zahl auch den Ostsektor, ohne das Tatenkreuz abzulegen. Sie wurden nicht behindert und beteiligten sich zu Tausenden an den Besichtigungsfahrten des Ostmagistrates durch die Stadt und zu den neuen Groß-Wohnbauten in der Stalinallee. Die ostzonalen Behörden dürften erkannt haben, daß es ein Fehler war, den Katholikentag verhindern zu wollen. Gott lebt, und darum ist der Glaube an ihn unüberwindlich. Andererseits haben die westdeutschen Teilnehmer drüben Eindrücke gewonnen, die hoffentlich zu Anregungen werden. Ein starker Eindruck war der Unterschied zwischen den westlichen und den östlichen Zeitungskiosken, ein weiterer die Abwesenheit des protzigen Luxus. Man wird sich auch darüber freuen, daß nun endlich auch im Osten Wohnungen gebaut werden; sie wurden uns vorgestellt als Beispiel des sozialistischen Aufbaus. „Im Westen gibt es einen sozialen, bei uns einen sozialistischen Wohnungsbau“, sagte uns die Leiterin der Führung. Wir fragten nach dem Unterschied. „Am sozialen Wohnungsbau wird der Unternehmer reich, bei uns baut der Staat. Und er baut diese Wohnungen, damit ihre Bewohner am weiteren sozialistischen Aufbau mitarbeiten“, war ihre Antwort. Aber hoffentlich ist den Ostbehörden auch zu Ohren gekommen, was westdeutsche Besucher der Stalinallee freimütig aussprachen und aussprechen durften: daß dem gläubigen Christen die volle Freiheit des Lebens nach seinem Glauben höher steht als gewisse soziale Errungenschaften. Und von der Existenz der persönlichen Freiheit im Osten konnten auch die freundlichen Führungen durch die Stalinallee uns leider nicht überzeugen.

Die Arbeitstagung

Am Dienstag, dem 19. August, wurde in der mit dem Gelb und Weiß der Kirchenfahnen und mit einem einfachen großen Kreuz geschmückten Messehalle am Funkturm die zweitägige Arbeitstagung des Katholikentages eröffnet. Neben den 6000 im Saal Anwesenden nahmen rund 15 000 Katholiken auf dem Messegelände an dieser Veranstaltung teil. Der Präsident des Zentralkomitees stellte das Präsidium vor. Es bestand aus der Präsidentin, Frau Hedwig Klausener, Berlin, und den Vizepräsidenten Friedrich Dessauer, Zürich, Oscar Neisinger, Würzburg, und Franz Jensch, Dresden. Der Leiter der Arbeitstagung, P. Theo Hoffmann SJ, Berlin, gab seiner Freude Ausdruck, daß dieser Katholikentag trotz mancher Sorgen und Schwierigkeiten doch noch zustande gekommen sei.

Ein Tag der Christen über Fragen des Lebens

Auch der Berliner Bischof Weskamm wies in seiner Begrüßungsansprache auf die Schwierigkeiten dieses Katholikentages für Veranstalter und Besucher hin. Er sprach von der Verantwortung, die gerade ein Katholikentag in Berlin unter dem Thema vom lebendigen Gott mit sich bringe. Er betonte ferner, daß diese Tage ausschließlich religiöse Tage sein würden. „Es sind wohl manche Versuche politischer Elemente da, welche einen anderen, einen politischen Ton in diese Tagung hineinschieben möchten, und auch mißtrauische Beobachter dürften an diesen Tagen nicht fehlen . . . Wer politische Geschäfte erwarten würde, der wäre im Irrtum, und wer darüber berichten möchte, der wird wenig zu berichten haben. Wir haben einen Tag für katholische Christen über Fragen des Lebens. Dieser Tag steht ihnen Rede. Er greift sie ernsthaft auf, aber er sieht sie von Gott her. Sie sollen ihm Saat Korn für das Leben sein. Alle Teilnehmer wissen um die Gewissensverantwortung, die sie haben, wenn wir in diesen Tagen um Gottes Gesetz, um Gottes Wort und Gottes Wege uns mühen. Eine Fälschung dieses Sinnes werden wir niemandem gestatten.“

Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen

Das Hauptreferat des Abends hielt Professor *Romano Guardini* über das Thema „Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen“. Zu Beginn der Arbeit des Katholikentags sollte damit aufgezeigt werden, daß es für alle Aussagen über den Menschen nur eine einzige tragfähige Basis gibt, nämlich seine Bezogenheit auf Gott.

Die Verworrenheit des modernen Menschenbildes

Guardini begann damit, aufzuzählen, in wie vielfältiger Weise der Mensch heute gedeutet werde: vom Materialismus oder Idealismus, soziologisch oder individualistisch, humanistisch, deterministisch oder existenzialistisch: Menschenbilder, die einander oft diametral entgegengesetzt sind. Wie kommt das? „Wenn es möglich ist, das, was jeder von uns aus eigener Erfahrung kennt, weil er es selber ist, weil es sein Vater, seine Mutter, Gatte, Kind, Freund, Arbeitsgenosse ist, in dieser oder jener Weise zu beurteilen — dann muß es damit eine einzigartige Bewandnis haben.“

Es scheint wirklich so zu sein, daß wir nicht wissen, wer der Mensch ist — was aber bedeuten würde, daß wir nicht wissen, wer wir selber sind.“ Der Grund dazu kann nicht nur in der Schwierigkeit des Problems liegen wie bei den anderen Erkenntnisgegenständen, bei denen unsre Bemühungen allmählich auf fortschreitender Linie immer näher an die Wahrheit herankommen. Denn bei der Frage nach dem Wesen des Menschen sehen wir etwas ganz anderes: „Nicht die Überwindung einer jeweils unzulänglichen Theorie durch eine bessere, sondern unaufhebbarer Widersprüche; keine echte Linie, aus welcher die Stufen der Forschung hervorträten, sondern eine heillose Verwirrung.“

Mehr noch: Was sich hier gegenübersteht, sind nicht nur verschiedene Ansichten, sondern ganz verschiedene Gesinnungen. Die theoretischen Auseinandersetzungen bilden in Wahrheit einen Kampf. Und wir sehen, wie dieser Kampf geführt wird: auf Leben und Tod und in Fronten, die durch die ganze Welt laufen.

Das muß uns die Augen öffnen.

Ob es nicht so steht, daß die rechte Erkenntnis des Men-

schen von besonderen Bedingungen abhängt? Es ist doch überall so, daß die Erkenntnis eines Gegenstandes ihre Bedingungen hat. Denken wir an Selbstverständlichkeiten wie die, daß ich kein Ding sehen kann, wenn das Licht fehlt; daß etwas mir vor Augen liegt, und ich es nicht bemerke, weil meine Aufmerksamkeit sich nicht darauf richtet; daß ich sogar nach ihm suche, es aber nicht finde, weil irgendein Motiv in meinem Unbewußten will, es solle nicht da sein — mit einem Wort an alles das, was die konkrete Voraussetzung des Erkennens heißt.

Könnte es also nicht sein, daß die Erkenntnis des Menschen nur gelingt, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind?

Gottebenbildlichkeit als Voraussetzung eines richtigen Menschenbildes

Das neuzeitliche Denken versteht den Menschen als ein Wesen, das sich aus der eigenen Natur heraus entwickelt; mit der Wirklichkeit der Welt in Beziehung tritt; darin sein Werk schafft; und dann auch noch hinter dem Unmittelbar-Welthaften einen metaphysischen Hintergrund annimmt. Das muß aber nicht sein. Ob und wie es geschieht, ist eine subjektive Angelegenheit; Sache von Erlebnis und Bedürfnis. Es beeinflusst wohl Haltung und Leben einer Persönlichkeit, aber nicht anders als z. B. die Frage, wie er ein wesentliches Schicksal meistert oder die Liebe zu einem Menschen gestaltet. Sein Wesen als solches bleibt davon unberührt.

Ob das wahr ist?

Ob nicht die Beziehung zu Gott vielmehr einen einzigartigen Charakter hat, anders als jede mögliche Beziehung sonst? Ob vielleicht ihr richtiger Vollzug jene Vorbedingung bildet, nach der wir fragen und von der es abhängt, wie weit der Mensch sich selbst versteht — deshalb, weil sie in das Wesen des Menschen hineingehört? Ob nicht da der Grund für die befremdende Tatsache zu suchen ist, daß der neuzeitliche Mensch mit einem ungeheuerlichen Aufgebot von Anstrengung und Ergebnis, von Entdeckung, Experiment und Theorie die Frage stellt, was das vor Augen Befindliche, nämlich er selber, sei, und als Ergebnis ein Wirrsal von Widersprüchen herauskommt.

Im ersten Buch der Heiligen Schrift, der Genesis, heißt es: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen als unser Bild nach unserem Gleichnis! Herrschen sollen sie über des Meeres Fische, über des Himmels Vögel, über das Vieh auf Erden überall und über alle Wesen, die auf Erden wimmeln! Und Gott schuf den Menschen als sein Bild. Als Gottes Bild schuf er ihn. Er schuf sie als Mann und als Weib“ (1, 26—27).

Nach diesen Worten ist der Mensch Ebenbild Gottes. Das wird vor allem gesagt, was irgend sonst vom Menschen gesagt wird. Es bildet die Grundbestimmung der Schriftlehre vom Menschen und ist in jeder Aussage enthalten, die irgendwo vom Menschen gemacht wird.

Was bedeutet Gottebenbildlichkeit?

Offenbar handelt es sich hier um etwas Geheimnisvolles; denn eben an dieser Stelle setzt die Versuchung ein. Sie erreicht, daß beim Menschen der Wille, Gottes Ebenbild zu sein, in den verkehrt wird, Ihm gleich zu sein. Was bedeutet diese Ebenbildlichkeit? . . . Daß Gott die unendliche Fülle und vollkommene Einfachheit seines Wesensbildes in die Endlichkeit und Gebrechlichkeit seines Geschöpfes übersetzt.

Und was bei der Schöpfung geschieht, ist erst ein Vorwurf. Es wird seine Erfüllung finden, wenn Gott — der ewige Sohn — sich nicht nur im Menschen abbildet, sondern Mensch wird. Von Christus redend, sagt Johannes: „Das Wort ist Fleisch geworden, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater.“ Das heißt aber: Wie im Antlitz eines Menschen dessen Seele, so konnte man im lebendigen Sein Jesu den ewigen Gottessohn schauen — vorausgesetzt freilich, daß die Augen dazu fähig, gläubig und liebend waren. Von diesem Geheimnis bildet jene Ebenbildlichkeit, die in der menschlichen Natur liegt, die erste Ahnung.

Ist das so, dann bedeutet das aber auch, daß diese Ebenbildlichkeit das ganze Sein des Menschen durchdringt. Daß sie etwas ebenso Genaueres wie Geheimnisvolles ist: die Grundform, in der das Menschliche besteht, die Kategorie, aus welcher heraus es allein verstanden werden kann.

Augustinus findet dafür im Beginn seiner Bekenntnisse den für immer gültigen Ausdruck, wenn er sagt: „Zu Dir hin hast Du uns geschaffen, o Gott.“ Das ist nicht enthusiastisch oder erbaulich gemeint, sondern genau. Gott hat den Menschen in eine Beziehung zu Sich gesetzt, ohne die er weder sein noch verstanden werden kann. Er hat einen Sinn, der aber liegt über ihm, in Gott. Man kann den Menschen nicht so sehen, daß er als geschlossene Gestalt in sich bestünde und lebte, sondern er existiert in der Form einer Beziehung, von Gott her und auf Gott hin. Diese Beziehung kommt nicht erst als Zweites zu seinem Wesen hinzu, so, daß dieses auch abgesehen von ihr sein könnte, sondern das Wesen hat in ihr seine Begründung.

Der Mensch kann zu einem anderen Menschen in Beziehungen des Kennens, der Freundschaft, des Helfens oder Schadens treten. In ihnen entfaltet sich sein Wesen, aber es besteht nicht darin. Er bleibt Mensch, auch wenn er diesen anderen nicht kennt oder ihm nicht hilft. Die Beziehung, von der wir sprechen, ist anderer Art. Eine Brücke ist der Bogen, den der Baumeister von einem Ufer des Flusses auf das andere hinüberbaut. Ich kann nicht sagen: die Brücke kann auf dem anderen Ufer aufrufen, oder auch nicht, und immer Brücke bleiben. Das wäre ein Unsinn, denn nur darin ist sie Brücke, daß sie sich von diesem Ufer erhebt und auf dem drüben aufruft. So etwa ist zu verstehen, worum es hier geht. Der Mensch ist Mensch nur in der Beziehung zu Gott. Das Von-Gott-Her und Auf-Gott-Hin begründet sein Wesen.

Der Mensch als Person

Das wird noch deutlicher, wenn wir ins Auge fassen, was den Menschen von allen anderen Wesen unterscheidet: seine Personalität. Daß er Person ist, bedeutet: Er steht im eigenen Stand. Er vermag aus eigener Anfangskraft zu handeln, über sich und die Dinge zu verfügen. Auf die Frage: „Wer hat das getan?“ kann er antworten: „ich“, und in der Verantwortung des Gewissens dafür einstehen . . . Gott hat den Menschen zu seinem Du gemacht und ihm gegeben, seinerseits in Gott sein Du, sein eigentliches Du zu haben. In diesem Ich-Du-Verhältnis besteht sein Wesen. Und nur deswegen, weil Gott ihn in die Beziehung des Ich-Du zu Sich begründet hat, kann der Mensch zu anderen Menschen in personale Beziehung treten. Zu einem anderen zu sagen: „Ich sehe dich . . .“

ich ehre dich“, ist ihm nur möglich, weil Gott ihm gegeben hat, zu Ihm, dem Herrn, zu sagen: „Du bist mein Schöpfer . . . ich bete Dich an.“

In der für alles Folgende entscheidenden Offenbarung auf dem Berge Horeb erscheint Gott dem Moses im brennenden Dornbusch. Wie dieser Ihn nach seinem Namen fragt, antwortet Er: „Ich bin, der Ich bin.“ Der Satz ist unausschöpfbar tief. Er sagt: „Ich bin jener, der keinen Namen von der Welt her hat, sondern nur aus Ihm selbst heraus genannt werden kann.“ Noch einmal tiefer: „Ich bin jener, der allein fähig und befugt ist, zu sprechen: „Ich“. Dem reinen Sinne nach ist nur Gott „Ich“, Er-selbst. Wenn wir sagen: „er“, dann können wir irgendeinen Menschen meinen; sprechen wir es aber einfachhin, aus der Tiefe des Geistes, dann meinen wir Gott. Wenn wir sagen „du“, dann können wir uns damit an einen Menschen wenden; sprechen wir es aber einfachhin, mit unserem Sein, ins Offene hinaus, dann rufen wir Gott . . . Dieser Gott ist es, der den Menschen anruft. Und nicht nur so, daß der Mensch schon wäre, und Er richtete sein Wort an ihn, damit er irgend etwas erfahre oder tue; sondern indem Gott den Menschen anruft, begründet Er ihn im Sein, und dadurch wird er Person.

Der Mensch besteht überhaupt nur im Angerufensein durch Gott. Abgesehen davon gibt es ihn überhaupt nicht . . . So kann er auch nur von hierher verstanden werden. Sobald man es anderswoher versucht, verfehlt man ihn. Dann braucht man wohl das Wort „Mensch“, aber dessen Wirklichkeit ist nicht mehr da.

Selbstverständnis des Menschen ohne Gott

An dieser Stelle seines Vortrags kommt Guardini noch einmal an den Ausgangspunkt zurück, da er nun davon spricht, daß sich in der Neuzeit viele Menschen, und gerade „die Tonangebenden“, von Gott abgewandt haben und glauben, sich aus sich selbst heraus verstehen zu können. So kommen sie zu Menschenbildern, einerseits in denen sie sich die Allmacht, Allwissenheit und Vorsehung Gottes aneignen möchten, andererseits aber auch wieder den Menschen nur als ein Produkt der biologischen Entwicklung gelten lassen. Zwei Antworten, von denen jede die andre aufhebt. Und ist es nicht offenbar, daß sie aus der gleichen Wurzel entspringen? Guardini zeigt diese beiden Linien nun im einzelnen auf:

Die beiden Linien zeigen, wie der Mensch sich selbst mißversteht, wenn er das Auf-Hin zu Gott verläßt, das sein Wesen begründet. Er erlebt seine Geistigkeit, die Macht- und Sinnfülle des Erkennens und Schaffens. Er fragt: „Wie ist das zu verstehen?“ und das Ergebnis lautet: „Mein Geist ist der absolute Geist. Ich bin in meinem Kern mit Gott identisch; nein, ich bin selbst das, was ich früher in der Schwäche der Unmündigkeit Gott genannt habe“ . . . Der gleiche Mensch aber sagt auch: „Es gibt überhaupt keinen Geist. Was man Geist nennt, ist ein Produkt des Gehirns, das Gehirn aber eine höhere Differenzierung dessen, was schon im toten Stoff ist.“

Der Mensch erfährt das Gewaltige seiner Initiative, seiner Anfangskraft, der Freiheit. Daß er nicht nur eine Umsatzstelle der Wirkungsketten ist, die durch die Welt laufen, sondern fähig, Wirkungsketten in ihm selbst beginnen zu lassen. So fragt er: „Was ist diese Freiheit?“ und antwortet: „Die absolute, schöpferische, welche die Ideen und Normen, ja die Welt selbst hervorbringt.“ Der gleiche

Mensch sagt aber auch: „Von Freiheit zu reden, ist eine Täuschung. In Wahrheit gibt es nur Notwendigkeiten. Diese heißen im physischen Bereich Naturenergie, im psychologischen Trieb, im ethischen Motiv — drei Namen für das gleiche.“

Der Mensch hat das beglückende Bewußtsein, nicht nur ein Exemplar der Gattung, sondern Person zu sein: er selbst. So fragt er: „Was ist das, diese Person?“ und die Antwort lautet: „Das ganz auf sich selbst Gestellte“; ohne Ordnungen, die es trugen, ohne Normen, die es verpflichteten, hinausgeworfen ins Irgendwo; mit dem ebenso gewaltigen wie furchtbaren Schicksal, in jedem Augenblick sich selbst bestimmen zu müssen. Er sagt aber auch: „Die Meinung, der Mensch sei Person, ist eine Täuschung. In Wahrheit ist er nur ein Element im Weltall; eine Zelle im Staat. Für sich selbst hat er keinen Sinn; sich in sich selbst zu stellen, ist Verbrechen schlechthin. Er soll im Ganzen aufgehen und einverstanden sein, in es hineingeopfert zu werden.“

So könnte man noch vieles andere sagen, aber Sie sehen wohl, wie sich hier in immer neuen Abwandlungen immer das gleiche vollzieht: In unerschöpflichem Irren mißversteht der Mensch sich selbst.

Als er Gott losließ, wurde er sich selbst unbegreiflich. Seine unzähligen Versuche, sich zu deuten, spielen immer zwischen den beiden Polen, sich absolut zu setzen oder sich preiszugeben; den höchsten Anspruch auf Würde und Verantwortung zu erheben oder sich einer Schmach auszuliefern, die um so tiefer ist, als sie gar nicht mehr empfunden wird.

Die Ursünde will Gottgleichheit statt Ebenbildlichkeit

So viel weiß der Mensch, wer er ist, als er sich selbst aus Gott heraus versteht. Dazu muß er aber wissen, wer Gott ist; und das kann er nur, wenn er Seine Selbstbezeugung annimmt.

Lehnt er sich gegen Gott auf, denkt er Ihn falsch, dann verliert er das Wissen um sein eigenes Wesen.

Das ist das Grundgesetz aller Menschenerkenntnis.

Die erste Auflehnung geschah in der Ursünde. Sie steht am Anfang; und es ist unergründbar, wie sie geschehen konnte. Seitdem steht aber die ganze Menschengeschichte unter ihrer Auswirkung . . .

Die Ursünde bestand darin, daß der Mensch nicht mehr Ebenbild sein wollte, sondern selbst Urbild; wissend und mächtig wie Gott. Damit fiel er aus der Beziehung zu Gott heraus. Die Brücke verlor das andere Ufer. So stürzte die Gestalt in sich selbst zusammen, und es entstand der verlorene Mensch.

Von langen Strecken seines Lebens im Dunkel der Verlorenheit wissen wir nichts. Vielleicht werden wir einmal fähig, zu hören, was die Kunst der frühesten Zeit darüber sagt; vielleicht lernen wir auch einmal, die paläontologischen Funde daraufhin zu befragen. Bis jetzt geschieht das alles ja nicht; sondern Frage und Antwort stehen unter dem Bann der Entwicklungsvorstellung, wonach alles Frühere Stufe auf dem Wege zum Aufstieg ist. In Wahrheit war jenes Dunkel nicht die Phase vor dem Hinaustritt in die kulturelle Klarheit, sondern die dumpfe Verstörung nach dem Fall.

In diesem Zustande wußte der Mensch nicht mehr, wer er sei, noch, worin der Sinn dieses Lebens bestehe. Im Norden gibt es das Märchen von den Leuten, denen der Troll das Herz berührt hat. Von da an wissen sie nicht mehr,

wer sie sind. Sie suchen nach sich selbst und finden sich nicht mehr.

Das ist ein Gleichnis für das, was wir meinen: Die Menschen wußten nicht mehr, wer sie waren, noch woher sie kamen, noch wohin sie gingen.

Und das ist so geblieben, trotz aller Größe der späteren Leistungen, trotz aller Herrlichkeit der Werke, welche die Geschichte erfüllen . . .

Der Abfall nach fünfzehn christlichen Jahrhunderten

Dann geschah die Offenbarung. Sie vollzog sich auf der schmalen Linie der alttestamentlichen Geschichte und vollendete sich in Christus. Durch sie wurde dem Menschen gesagt, wer er sei, indem ihm gesagt wurde, wer Gott ist. Gotteserkenntnis und Menschenerkenntnis waren eins, und das Ebenbild bekam wieder seinen Sinn.

Ja in Christus stieg es zu unbegreiflicher Höhe, denn in ihm wurde das Menschenbild zum Mittel für die Epiphanie des ewigen Sohnes Gottes in der Welt: „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ In Glaube und Taufe aber erhält der Mensch Anteil an diesem Geheimnis. Der neue Mensch wird geboren, der „gestaltet ist nach Christi Bild“. Von hierher konnte er sich wieder verstehen. Er war wie einer, der zu sich kam. Wenn wir das Denken, Schauen, Gestalten, die Ordnung und Weisheit der ersten fünfzehn Jahrhunderte nach Christus betrachten, so sehen wir, wie in ihnen überall der Mensch zu den eigenen Wurzeln vordringt. Zur Höhe Gottes hinaufsteigend, begegnet er der eigenen Wahrheit. Die Innigkeit Gottes erfahrend, wird er der eigenen Tiefe inne.

Dann kam der Abfall. Nicht nur dieser oder jener einzelne, sondern die führenden Menschen der Neuzeit lösten sich von Gott. Das Dasein als Ganzes bekam einen anderen Charakter. Ein ungeheurer Ausbruch an künstlerischer, dichterischer, wissenschaftlicher Leistung, an staatlicher Gestaltung und wirtschaftlich-technischer Meisterschaft der Welt ereignete sich; in alledem aber geschah etwas Furchtbares: der Mensch begann wieder zu vergessen, wer er ist — ohne zu merken, daß es geschah; ja meinend, jetzt erst dringe er zur wirklichen Wahrheit durch.

Dabei verlor er aber sein wahres Wesen aus den Augen. Nehmen Sie die heutige Wissenschaft vom Menschen, wie sie sich in Medizin, Psychologie, Soziologie ausdrückt: Finden Sie in dem, was sie sagt, sich selbst wieder? Wenn Sie die Suggestion wegtun, die sie umgibt, wenn Sie sich auf ihr innerstes Wissen besinnen — haben Sie dann das Gefühl, Sie seien das Wesen, von welchem da die Rede ist? Erleben Sie nicht das Schauspiel, daß der Mensch mit einem gewaltigen Aufwand an Tatsachen und Methoden von sich spricht und dabei sich selbst entgleitet?

Oder nehmen Sie den modernen Staat, der so riesenhafte Leistungen der Ordnung und Verwaltung vollbringt — haben Sie das Bewußtsein, das Wesen, das da Gesetze gibt und befolgt, regiert und regiert wird, seien Sie selbst? Ist da nicht ein ungeheurer Apparat im Gang, der aber letztlich ins Leere greift? Steht es nicht so, daß da ein Wesen gefaßt, in Ordnungen eingefügt, zu Zwecken gebraucht und mißbraucht, gefördert und zerstört wird, und dieses Wesen wird Mensch genannt; es ist aber in Wahrheit gar nicht der wirkliche Mensch, sondern ein gespenstisches Wesen zwischen Halbgott und Ameise? . . .

Er ist wie einer, der seinen Namen vergessen hat, denn sein Name ist eingebettet in den Namen Gottes. Man

kann nicht den Namen des Lebendigen Gottes vergessen und seines eigenen Namens, seines eigenen Lebenssinnes und Lebensweges innebleiben. Das geht ebensowenig, wie eine Brücke stehen könnte, wo sie steht, wenn man das Ufer wegstieße, auf dem sie aufruht. Dieser Mensch ist fieberhaft tätig. Er leistet Ungeheures, um immerfort sich selbst zu bestätigen. Er bringt die Welt in seine Macht, um sie als sein Werk aufzurichten. Im Grunde weiß er aber nicht mehr, wer das Wesen ist, welches das tut, noch woher es kommt und wohin es geht.

Zwei Fronten:

die Menschen mit und die ohne Leben aus Gott

Daß dieser Zustand aber nicht nur metaphysisch bleibt, sondern in die Wirklichkeit des seelischen wie des körperlichen, des individuellen wie des staatlichen, des wirtschaftlichen wie des kulturellen Lebens eingreift, sieht man, sobald man nur sehen will.

Hier sind Zusammenhänge wirksam, die zu durchschauender Aufgabe des christlichen Denkens sein wird.

Und es wird sich zeigen, daß durch die Wirrnisse der verschiedenen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Gegensätze, welche die Welt erfüllt, zwei große Fronten ziehen, auf denen die eigentlichen Dinge entschieden werden: die des Menschen, der den Anspruch erhebt, sein Dasein und sein Werk aus ihm selbst heraus zu verstehen, und des anderen, der seinen Namen immerfort aus dem Namen Gottes und seinen Auftrag vom wirklichen Herrn empfängt.

Die Arbeitsgemeinschaften

Am Mittwoch und Donnerstag traten die Mitarbeiter der einzelnen Kreise nach der Teilnahme an einer Gemeinschaftsmesse an verschiedenen Stellen in Ost- und Westberlin in zehn Arbeitsgemeinschaften zusammen. Auf den früheren Katholikentagen trafen sich in diesen Gremien jeweils etwa ein halbes Hundert Fachleute, um hinter verschlossenen Türen eine sachverständige Stellungnahme zu bestimmten Problemen der Gegenwart zu erarbeiten und dann in der Form von Resolutionen der Öffentlichkeit vorzulegen. Mit Rücksicht auf die Katholikentagsbesucher aus dem Osten wurde diesmal ein neuer Weg eingeschlagen. In jeder Arbeitsgemeinschaft diskutierten etwa zwanzig ausgewählte Vertreter aus Ost und West, die „Kerngruppe“, auf dem Podium vor bis zu 2000 Zuhörern. Das Ziel dieses Vorhabens kam schon in der Formulierung der Themen zum Ausdruck und bestand darin, Fragen, die den Christen heute bedrängen, seelsorglich zu beantworten.

Arbeitsgemeinschaft I

Gott oder ewige Materie?

Die Formulierung dieses Themas zeigte die Absicht einer Auseinandersetzung mit dem Materialismus als Weltanschauung und Metaphysik. Die Fragestellung ist deshalb notwendig geworden, weil der Fortschritt der Naturwissenschaften das Denken der breiten Masse verwirrt hat. In den vergangenen Jahrhunderten haben diese Wissenschaften den Vordergrund der Weltwirklichkeit in Begriffe und Formeln gekleidet, mittels deren der Mensch die Phänomene und Kräfte der Natur beherrscht. Je mehr sich das begriffliche Gerüst der Naturwissenschaften in den Erfahrungen des Alltags als zureichend erwies, verführte es den Menschen dazu, daß er es auf weitere Bereiche des Lebens anwendete. Er gewöhnte sich

daran, die Bereiche des Organischen, des Geistigen und schließlich sogar des Religiösen mit naturwissenschaftlichen Begriffen zu denken oder an ihnen zu messen.

Die Referenten der Arbeitsgemeinschaft, die unter Leitung von Propst *Spüllbeck*, Leipzig, tagte, verzichteten darauf, ihren Hörern von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen her Gott „zu beweisen“. Mehr als einmal wurde ja auch in den öffentlichen Versammlungen des Katholikentages ausgesprochen, daß es keines Beweises bedarf, daß Gott lebt. Es handelt sich für den Bereich des menschlichen Lebens und des Gespräches mit Andersdenkenden viel weniger um Beweise als um das Bezeugen der Wahrheit. Im intellektuellen Bereich geht es ferner um den Nachweis, daß eine Naturwissenschaft, die ihre Begriffe und Methoden für allgemein und allein gültig hält, sich unerlaubter Übergriffe schuldig macht; es handelt sich darum, zu zeigen, daß es Bereiche des Seins und Lebens gibt, die von grundsätzlich anderer Struktur und deshalb naturwissenschaftlich nicht zu ergünden sind.

Das erste Referat von Dr. *Kahrtsch*, Berlin, stellte in rein phänomenologischer Methode diese Tatsache heraus. Der Zuhörer sollte zu der Einsicht geführt werden, daß er und daß jeder Mensch, wenn er nicht im Banne wissenschaftlicher oder vermeintlich wissenschaftlicher Vorurteile steht, sondern allein auf Grund seines eigenen Denkens und Fühlens urteilt, die Bereiche des Unlebendigen, des Lebendigen und des Geistigen unterscheidet.

Im zweiten Referat suchte Prof. *Ludwig*, Berlin, dieses naive Bewußtsein wissenschaftlich zu erhärten und legte dar, was der Physiker von heute unter „Materie“ versteht. Es wurde klar, daß der Begriff der Materie sich auf Grund der neuen physikalischen Erkenntnisse gewandelt, daß er sich gleichsam vergeistigt hat. Aus einer starren Masse, als die sich der Laie die Materie vorstellt, ist ein dynamisches Beziehungsgefüge geworden, während die Wirklichkeit auf dem Grunde dieses Gefüges geheimnisvoll und unbekannt ist. Vor allem der Fortschritt in der Erkenntnis des Mikrokosmos, der Welt der Atome, hat diesen Wandel herbeigeführt. Die entscheidende Erkenntnis des Materialismus, daß Materie in der Bewegung nach mechanischen Gesetzen bestehe, ist durchbrochen, seitdem Planck, Heisenberg und Schrödinger durch die Entdeckung und Entwicklung der Quantenmechanik dargetan haben, daß die Gesetze der klassischen Mechanik nur einen begrenzten Anwendungsbereich haben. Nunmehr bleibt dem Materialismus nichts anderes mehr übrig, als einen in der Materie selbst liegenden Widerspruch festzustellen. Diese Dialektik des Widerspruchs muß helfen, ein metaphysisches Vorurteil zu stützen. Die moderne Physik dagegen zieht daraus den Schluß, daß sie nicht berechtigt ist, auszusagen, was die Dinge sind, sondern nur, wie sie wirken. Und dies ist nach derselben Quantentheorie nicht unabhängig vom Subjekt, das die Wirkung auslöst. „Das Denkmodell der Quantentheorie ist also kein unabhängig vom Subjekt, d. h. in reiner Beobachtung ablaufendes Schema wie die klassischen Theorien.“ Die Physik gesteht ein, daß „letzten Endes in den Dingen selbst nichts zu finden ist, was als das Seiende und alles Wirkliche Ausmachende anzusehen wäre“, ein Hinweis auf die Unmöglichkeit einer aus sich selbst existierenden Welt! Der moderne Physiker weiß, daß auch ferner noch Wirklichkeiten und Wirkungsmöglichkeiten im Bereich der Natur liegen, die in sein gegenwärtiges Weltmodell nicht passen. Die Physik ist geöffnet für Erscheinungen, die über das bisher Faßbare hin-

ausgehen. So ist ihr die Materie zu einem Geheimnis und einer Aufgabe geworden, weit davon entfernt, im Gegensatz zum Glauben an Gott zu stehen.

Die anschließende Diskussion ließ deutlich werden, daß der dialektische Materialismus mit der Materievorstellung vergangener Zeiten arbeitet und weit hinter dem Stande der gegenwärtigen Naturwissenschaft zurückbleibt.

Am zweiten Tage stand der Problemkreis des Lebendigen und seiner Eigenständigkeit zur Debatte. Wiederum wurde deutlich, daß wir keine wissenschaftlichen Hinweise dafür haben, wie, wann und wo aus unbelebter Materie zufällig ein Lebendiges entstanden wäre, wenn auch in primitivster Form. Je mehr die Wissenschaft entdeckt, wie kompliziert selbst die sogenannten einfachsten Lebewesen in Wirklichkeit sind, desto „unwahrscheinlicher“ wird es, daß dies Leben durch einen „Sprung“ aus der unbelebten Natur entstanden wäre. Wir stehen vor dem Leben als einem nicht mehr reduzierbaren Urphänomen. Besinnliche Forschung, die die Gesamtheit der Tatsachen berücksichtigt, muß darauf schließen, daß es „unendlich wahrscheinlicher“ ist, daß das Leben in eigener Weise gesetzt und geschaffen, als daß es „zufällig“ aus einer toten Materie entstanden ist.

In einer kurzen Darlegung über den Schöpfungsbericht zeigte Dr. *Dolch*, Paderborn, daß wir es hier mit einer Heilsbotschaft des führenden und richtenden Gottes an das Volk Israel und die Menschheit zu tun haben. Deshalb wäre es töricht, aus ihm Einzelheiten über die Entwicklung des Kosmos erfahren zu wollen, als wäre dieser Bericht eine Naturgeschichte. Andererseits führt die Vielzahl naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, gerade darum, weil sie sich bescheiden und über das Sein der Materie keine Aussage wagen, zur Ahnung von der Größe des Schöpfers und seines Werkes.

Die letzte Aussprache rief die Zuhörer aus der Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse die ihnen dargetan worden waren, zur Besinnung auf die zentrale Frage, was wissenschaftliche Aussagen über die Natur zu sagen vermögen und was sie nicht beantworten können. Jede wissenschaftliche Aussage ist nicht etwa nur eine einfache logische Folgerung aus experimentellen Tatbeständen, sondern Produkt geistigen Ringens des Forschers um die Wahrheit. Verlangen und Absicht im guten oder im schlechten Sinne, Lebenserfahrung und allgemeine Erkenntnis, weltanschauliche Motive und religiöse Grundeinstellung wirken von Anfang an bei der Herausformung der wissenschaftlichen Aussage mit. Je mehr wir erkennen, wie sehr die Wissenschaft eingebettet ist in die Gesamtheit der Lebensbezüge ihrer Träger, um so klarer sehen wir, wie sehr diese die Forschung stören oder fördern. Die wissenschaftliche Aussage ruht auf der Lebenseinstellung, nicht diese auf jener. Der Glaube, im Sinne einer bestimmten schlichten Erfahrung vom Sinn des Seins und einer Grundeinstellung zu dieser Erfahrung, geht dem exakten Wissen und der Wissenschaft voraus und bestimmt den Forscher bei der Deutung der Phänomene. Wissenschaftliche Aussage wird deshalb entweder demütige Dien-Aussage im Dienste der größeren Lebenswirklichkeit sein oder, wenn ein Forscher diese Dienstpflicht aufkündigt, Kampfaussage, in der er die Aufkündigung des Gehorsams formuliert.

Die Arbeit dieser Gemeinschaft war sehr fruchtbar. Für jeden Beteiligten wird es erstaunlich und über alles Erwarteten gewesen sein, wie die Zuhörer an den naturgemäß

trockenen und schwierigen Gedankengängen teilnahmen. Man spürte, daß diese Auseinandersetzungen ein Kernproblem des Menschen unserer Zeit berührt haben.

Arbeitsgemeinschaft II

Mensch ohne Gott oder Mensch mit Gott?

In der zweiten Arbeitsgemeinschaft wurde in vier Kurzreferaten der Versuch unternommen, das Verhältnis des Menschen zum lebendigen Gott aufzuzeigen. Bei den Referaten des ersten Tages handelte es sich dabei vor allem um eine grundsätzliche Beschreibung des Menschen, um die Beweggründe für seine Gottesferne und Gottesnähe sowie die Auswirkungen dieses Verhaltens auf ihn. Die beiden Referate des zweiten Tages versuchten in stärkerem Maße praktische Hinweise für die Gestaltung eines christlichen Lebens zu geben.

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Professor Pfeil, Bamberg, entwickelte zu Beginn der Tagung, was unter „Gott“ und „Mensch“ im Zusammenhang mit dem Thema der Arbeitsgemeinschaft zu verstehen sei. Gott sei nicht ein Götze, sondern der Gott des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Ihm gegenüber stehe der Mensch in der personalen Einheit von Leib und Geistseele, der von Gott geschaffen und in die Heilsgeschichte hineingestellt worden ist. Das Thema der Arbeitsgemeinschaft bedeutete also die Frage nach dem Menschen ohne religiöse Hinordnung und nach dem Menschen mit religiöser Hinordnung auf den lebendigen Gott.

In dem einleitenden Referat „Gottesferne und Gottesnähe und ihre Beweggründe“ ging es Professor Pfeil darum, die typischen Stellungnahmen des heutigen Menschen zu Gott zu beschreiben. Er unterschied „Menschen, die zweifeln und suchen“, und „Menschen ohne Gott“. Die ersten haben sich weder für noch gegen Gott entschieden. Dieser Mensch wird von der Unruhe seines Herzens getrieben und leidet unter dem Zwiespalt zwischen Glauben und Unglauben. Neben ihm stehen die „Menschen ohne Gott“. Zu ihnen zählen alle, die an Gott glauben, deren Glaube aber tot ist; ferner jene, die Gott gleichgültig gegenüberstehen. Die Beweggründe für diese Haltungen sind Oberflächlichkeit und Trägheit in sittlicher und religiöser Hinsicht. Dazu trägt auch die Verweltlichung aller Lebensverhältnisse, vor allem der Boykott des Schweigens gegenüber allem Religiösen in unserem gesellschaftlichen Leben bei. Eine weitere Gruppe von Menschen ohne Gott bilden jene, die ihn ablehnen und bekämpfen. Professor Pfeil zeigte, daß die Irreligiosität von heute das Ergebnis eines allmählichen Abfalls von Gott ist. Die Beweggründe, die zu dieser Ablehnung führen, sieht Professor Pfeil in der Rebellion des Verstandes, Gemütes und Willens, der ein verkehrtes Gottes-, Welt- und Menschenbild zugrunde liegt. Verstärkt werden diese persönlichen Beweggründe durch den Kampf gegen das Religiöse und durch gottwidrige Lebensverhältnisse innerhalb der Gesellschaft.

Den „Menschen ohne Gott“ stehen die „Menschen mit Gott“ gegenüber, die ihr Leben bewußt aus Gott und für Gott gestalten und die aus Gottes- und Nächstenliebe apostolisch tätig sind. Ihr Verhalten ist vor allem durch die richtige Verfassung ihres Verstandes, Gemütes und Willens bedingt. Sie leben religiösen Urbildern nach und stehen in Lebensverhältnissen, die auf Gott bezogen sind. In einem zweiten Referat, das Pater Sladeczek hielt, wurde die These aufgestellt: Das Leben mit Gott macht gut und glücklich; ohne Gott wird die Menschenwürde im

Leben mehr und mehr zerstört, das Leben immer unglücklicher. Pater Sladeczek bewies diesen Satz aus der Natur der menschlichen Triebe, aus dem Zweck der Schöpfung von Gott her und aus der alltäglichen Erfahrung. Er nannte das Beispiel Augustins und zeigte an diesem die tiefsten Triebe des Menschen auf, den Trieb zum Unendlichen, zu Gott, und den zum eigenen Ich. Zwischen beiden Trieben schwankt das Leben jedes einzelnen wie das der Völker. Aus dem Widerstreit beider wird „Geschichte“ erst verständlich. An Beispielen der Geschichte zeigte der Referent den Verfall der mittelalterlichen Theozentrik und das Überhandnehmen der Egozentrik im Verlaufe der letzten vierhundert Jahre.

In einem dritten Kurzreferat „Vom Leben ohne Gott zum Leben mit Gott“ ging Professor Deml stärker auf praktische Fragen ein. Er stellte zunächst fest, daß der moderne Mensch nur als einzelner den Weg zu Gott finden kann. Dabei ist entscheidend, daß der Mensch nach Gott sucht. Deml übte Kritik an unseren „Sonntagschristen“, die den modernen gottsuchenden Menschen häufig den Zugang zur Kirche erschweren. Der Kampf gegen die Sakristeichristen und den religiösen Egoismus müsse vor allem auch in unserem eigenen Leben geführt werden. Wir dürfen nicht nur „Sonntagschristen“ sein, die nichts anderes sind als Massenmenschen, die eine Rückversicherung mit Gott abgeschlossen haben. Vor allem aber ist es dem Christen aufgegeben, jedem gottsuchenden Menschen brüderlich entgegenzukommen.

In dem abschließenden Referat „Vom Wachstum des Lebens mit Gott“ brachte Dr. Baumann eine Reihe christlicher Lebensregeln in Erinnerung. So vor allem die Notwendigkeit des Gebets, der Betrachtung und der Teilnahme am sakramentalen Leben. Um das religiöse Wachstum des einzelnen zu fördern, forderte er zur religiösen Schulung und Weiterbildung auf. Unser religiöses Wissen dürfe nicht auf dem Stand eines Schulentlassenen stehenbleiben. Schließlich richtete er einen Appell an alle, bei der Erneuerung und Verbreitung des allgemeinen Priestertums in der Familie tatkräftig mitzuhelfen. Der Vater solle nicht nur Ernährer und Verdienner, sondern vor allem der Vorbeter der Familie sein. An Stelle der Ständekommunion sollten in Zukunft die Familienkommunionen treten. Dr. Baumann schlug ferner vor, daß täglich ein Mitglied jeder Familie als Vertreter dieser Familie am heiligen Meßopfer teilnehmen möge.

Es ist verständlich, daß die rund eintausend Zuhörer, die Teilnehmer an dieser Arbeitsgemeinschaft waren, sich stärker von solchen praktischen Anregungen angesprochen fühlten als von den sicher notwendigen, aber zuweilen allzu grundsätzlichen Ausführungen der einzelnen Referenten. Vor allem die Katholiken aus der Ostzone waren in der Mehrzahl nach Berlin gekommen, um Hinweise und Anregungen für die praktische Arbeit im Alltag des Christen mit nach Hause zu nehmen. So wurde in den Diskussionen im allgemeinen weniger über die Fragen der vorangegangenen Referate gesprochen, als neue Themen angerissen, die den einzelnen Teilnehmern der Arbeitsgemeinschaft auf der Seele brannten. Während am ersten Tage die Diskussion häufig noch inszeniert erschien und die einzelnen Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft vom Podium aus unter bestimmten Gesichtspunkten die Problematik der Vortragsthemen zu beleuchten suchten, griff am folgenden Tage das Publikum aus dem Saal in die Diskussion ein und stellte Forderungen an Klerus und

gläubige Laien. Ein junger Kaplan sprach für viele, als er sagte, wir wüßten dem modernen Ungläubigen nicht zu helfen. Wir selbst trügen ja Züge des gottlosen Menschen, da wir allzu häufig ungerechte Kompromisse schlossen. Er verlangte eine Steigerung unserer Selbstverantwortung und bat die Führer der Kirche um Hilfe in allen Fragen, die unser Verhältnis zu den modernen Ungläubigen betreffen.

In der gleichen Frage erhob Professor *Hoffmann*, Leipzig, schwere Anklagen gegen die Christen, die häufig zu schnell die Schuld bei den Glaubensfremden und Gottlosen suchen, während sie sich selbst nicht um eine Änderung der Verhältnisse bemühen, die den Zugang zu einem gläubigen und sittlich einwandfreien Leben eröffnen. Professor Hoffmann ging es vor allem darum, einen positiven Ansatz für diese Arbeitstagung zu gewinnen, die bei dem Thema der Gottlosigkeit immer wieder in Gefahr geriet, unsere Situation und ihre Umstände einseitig schwarz zu zeichnen. Professor Hoffmann sprach von unserer Zeit als einer großen Zeit des allerheiligsten Altarsakramentes, der Bewährung und des Zeugnisses für Christus. Im Zusammenhang mit den Fragen der religiösen Weiterbildung wies er auf die besonderen Arbeitsmöglichkeiten von Laienratorien hin, die heute in einer Stadt Deutschlands bereits bestehen. Ihre Mitglieder könnten auf diesem Weg Menschen beeinflussen, zu denen Priester kaum noch Zugang finden.

Professor Hoffmann sprach weiterhin für den christlichen Arbeiter von heute, der nicht in der Lage ist, die heilige Messe am Werktag zu besuchen. Für diese schwer arbeitenden Menschen verlangte Professor Hoffmann eine noch stärkere Verbreitung der Abendmesse und vor allem auch die abendliche Austeilung der heiligen Kommunion an den Tagen, an denen keine Abendmesse gefeiert werden kann.

In einem weiteren Diskussionsbeitrag stellte der Verleger *Habel* an den christlichen Journalisten die Forderung, ein Mann der Kontemplation zu sein. Wenn dem christlichen Publizisten der Wille zur Besinnung fehlt, geht ihm das Recht ab, zur Welt zu sprechen. Habel warnte vor jeder Funktionalisierung Gottes und der Kirche durch die Presse. Jede Publizistik laufe in die Irre, die unter dem Stichwort Religion säkulare Ziele zu erreichen glaube. Der Verlauf der Diskussion zeigte, in welchem Ausmaß christliche Priester und Laien bereit sind, das Schicksal des modernen gottfernen Menschen als Ergebnis der eigenen Schwäche anzuerkennen und die Last der Unruhe eines gottfremden Lebens neben der eigenen Last mitzutragen.

Arbeitsgemeinschaft III

Ist christliche Ehe heute möglich?

Die Frage scheint im Hinblick auf die unbezweifelbare Schrumpfung der gesellschaftlichen Stellung und Funktion von Ehe und Familie eine Antwort naheulegen, die sozialpolitische Forderungen oder Vorschläge enthält. Tatsächlich wird auch im katholischen Bereich das Problem, dessen Dringlichkeit offenkundig ist, meist von dieser Sicht her behandelt.

Wenn der Arbeitskreis darauf verzichtete, so war das lebt“ gefordert und entspricht auch christlicher Wertung. durch das allgemeine Thema des Katholikentages „Gott Denn christliche Ehe ist nicht das Produkt der wirtschaftlichen und soziologischen Verhältnisse, so bedeutsam und korrekturbedürftig diese selbstverständlich als Bedingun-

gen für das Dasein von Ehe und Familie sind. Sie dürfen aber schon deshalb nicht unsere einzige Sorge darstellen, weil sonst die Ehe immer mehr nur als Objekt sozialpolitischer, fürsorglicher und sonstiger Maßnahmen angesehen wird, die an ihr „arbeiten“. Es gilt, sich endlich der Mittelpunkt- und Subjektstellung zu erinnern, die der Ehe in der christlichen Gesellschafts- und Lebensordnung zukommt, und sie deshalb als Träger selbstbewußter Verantwortung ernst zu nehmen. Der zunehmende Verlust von Stützen und Funktionen der Ehe und ihre vielfältige äußere Bedrohung machen es unaufschiebbar notwendig, ihr Wesen und ihre Wesenskräfte neu ins Bewußtsein zu heben. Wenn die Ehe nicht mehr von außen gehalten wird, kommt es entscheidend darauf an, daß sie ihre eigenen Kräfte erkennt und entwickelt.

Die christliche Frohbotschaft sagt, daß die Ehe von Christus getragen wird. Sie ist als Lebensbund von Menschen, die in der Taufe Anteil am Leben Christi erhalten haben, berufen, wirksames Abbild des Liebesbundes Christi und der Kirche zu sein. Im Sakrament der Ehe, das Mann und Frau sich spenden, „öffnen sie sich dadurch, daß sie sich aufrichtigen Sinnes das Jawort geben, die Schatzkammer der göttlichen Gnade“, wie Pius XI. in „*Casti connubii*“ sagt, gründen sie wirklich Kirche und erhalten hauspriesterliche Würde.

Das Sakrament der Ehe dem gläubigen Verständnis des heutigen Menschen näher zu bringen, war deshalb die erste Aufgabe des Arbeitskreises. Dr. Hermann *Kuhaupt*, Lengerich, versuchte in seinen Exhorten während der Meßopfer, mit denen die Arbeitstage begannen, und Pfarrvikar *Theobald Beer*, Leipzig, in einem Referat, die Wirklichkeit des Sakraments an die Stelle der uneigentlichen Auffassung von der kirchlichen Trauung zu setzen, unter der noch viele Christen nur einen gutgemeinten Segen der Kirche oder einen schönen, das Gefühl ansprechenden Brauch verstehen.

Christliche Ehe ist also zuerst eine von Gott geschenkte Wirklichkeit. Sie ist dem Christen zunächst gegeben und dann erst aufgegeben. Aufgegeben ist ihm, die gnadenvoll geschenkte Wirklichkeit christlicher Ehe in seine Gesinnung aufzunehmen: sie als ganzer Mensch mit Geist und Seele und Leib wahrzumachen in der ehelichen Liebe, in dem besonderen Ausdruck dieser Liebe, der ehelichen Hingabe, und in der Berufung dieser Hingabe, neues Leben zu wecken und Gott zuzuführen.

Die gnadewirkende Abbildung des Bundes Christi mit der Kirche geschieht in der liebenden gegenseitigen Übergabe („*traditio personae*“, Ehe-Enzyklika Pius' XI.) von Mann und Frau. Die natürlichen Liebeskräfte in der Ehe zu entfalten, ist das, was die Menschen als Voraussetzung für Gottes Wirken in der Ehe tun können und müssen. In der Liebe christlicher Eheleute wirkt zugleich Christi Liebe, weil sie mit allem ihrem geordneten menschlichen Tun an Gottes Leben und Wirken teilhaben.

Das Referat von Hans *Wollasch*, dem Leiter des Freiburger Seminars für Wohlfahrtspfleger, entwickelte die Wesenszüge der ehelichen Liebe. Die Darstellung mußte ihr Bild von dem Gewirr der Entstellungen und Mißdeutungen befreien. Sie hatte aber auch mit der Krise des Menschen zu rechnen, die sich notwendig in der intimsten menschlichen Beziehung auswirkt. Dilettanten des Menschlichen können auch nur Dilettanten der Ehe werden, bestenfalls Amateure, für die aber die Ehe nicht Lebensberuf vor allen anderen Aufgaben werden kann.

Vom Wesen der Liebe wurde in diesen Ausführungen so gesprochen, daß zugleich die moralischen Forderungen der Kirche nicht als Bedrohung, sondern als Sicherung echter bräutlich-ehelicher Liebe erschienen.

Der Münchener Facharzt Freiherr Friedrich v. Gagern zeigte, an den im vorangegangenen Referat klargelegten Stellenwert des Geschlechtlichen anknüpfend, Sinn und Ordnung der leiblichen Gemeinschaft auf. Die geschlechtliche Einung ist dann wahr, wenn sie die unwiderrufliche ganzmenschliche Liebesbindung verwirklicht und leibhaftig macht. Sie ist dann Lüge, wenn sie egoistischen Tendenzen entspringt. Nirgends glitt die Darstellung ins rein Naturwissenschaftliche ab, so klar und sicher die biologischen Darlegungen waren.

Auch das Kind wurde in das Sinngefüge der Ehe hineingestellt: als die menschengewordene Liebe seiner Eltern, als die Entfaltung ihrer väterlichen und mütterlichen Eigenschaften, als Bereicherung ihres Lebens. Frau Elisabeth Burger, Frankfurt a. M., entwarf anschaulich und warmherzig ein Bild des Lebensaustausches in der Familie.

Die Diskussion wurde von der Kerngruppe, etwa 30 Männern und Frauen aus Ost- und Westdeutschland und aus allen Gesellschaftsschichten, so durchgeführt, daß etwa jeweils sechs sich zu den einzelnen Problemen äußerten. Mit der Mehrzahl von ihnen war die Thematik in Konferenzen in Berlin, Köln, München und anderswo gründlich von den Leitern des Kreises, Dir. Wollasch und Gräfin zu Eltz, Eltville, durchgesprochen worden. Die Diskussion fing die überaus zahlreichen schriftlichen Fragen und Äußerungen aus dem ganzen Teilnehmerkreis auf. Es war zu beachten, daß sich diese Äußerungen nach dem psychologischen und dem ärztlichen Referat sehr stark um die Frage der Geburtenregelung drehten. Man mußte feststellen, daß das isolierte Problem des usus und abusus matrimonii immer noch im Mittelpunkt des Bewußtseins steht und ohne ausreichende Fundierung im Grunde des Sakraments und der Liebe nur moralisch gesehen wird. Aber es war doch andererseits beglückend, mit welchem brennendem Interesse die 1000 bis 1200 Teilnehmer in der Ludwigskirche in Berlin-Wilmersdorf dem in den Referaten gebotenen Aufriß der ganzen Ehwirklichkeit aufgetan waren.

Die Diskussion nach dem Referat von Frau Burger galt einigen zentralen Fragen elterlicher Erziehung, vor allem der väterlichen Autorität, und dann der Überlegung, wie auch außerhalb der katholischen Organisationen christliche Ehe und Familie gepflegt und gestützt werden könnte: in der Vorbereitung auf die Ehe, in gegenseitiger Beziehung der Familien untereinander und im Familienleben im Gottesdienst. Vielleicht war es dabei das Schönste, zu spüren, daß es heute nicht bloß zerbrechende und zerbrochene Ehen gibt, sondern daß viel mehr Menschen als in früheren, äußerlich gesicherten Zeiten in Gründung und Leben christlicher Ehe bewußt ihre Aufgabe sehen.

Der Bischof von Eichstätt, Dr. Schröffner, nahm an dem Arbeitskreis teil und betonte, welche Sorge und Hoffnung die christliche Ehe für den Heilsauftrag der Kirche darstelle.

Das herkömmliche Reden, Ehe und Familie seien „die Keimzelle der Gesellschaft“, ist fragwürdig geworden. Denn weder scheint die Gesellschaft in Ehe und Familie Modell und Prinzip ihres eigenen Aufbaus zu erblicken, noch behandelt sie den Raum der Ehe und Familie so, wie

es einem so kostbaren Besitz zukäme. Doch wenn der erneuerte Mensch seinen ehelichen Liebesbund gründet, wird er nicht mehr im Sinne patriarchalischer Wirtschaft, vielmehr geistig seinen Anteil zum inneren Aufbau der Gesellschaft beitragen und zugleich Zeugnis für die Liebe Gottes ablegen.

Arbeitsgemeinschaft IV

Bleiben unsere Kinder Christen?

„Bleiben unsere Kinder Christen?“ ... Diese Frage zog sich wie ein roter Faden durch viele Predigten, Unterhaltungen, Vorträge und Aussprachen auf Einzeltagungen, insbesondere der Erzieher und Eltern. Der Arbeitsgemeinschaft IV war das Thema zur besonderen Diskussion übertragen. Im äußersten Südosten Berlins tagte sie, an der Grenze zwischen Ost- und Westsektor, in der großen Marien-Kirche in der Wrangelstraße, wo auch im Gotteshaus noch die Spuren des Bombenkriegs deutlich sichtbar sind. Nicht nur während der Arbeitssitzungen war die Kirche überfüllt, in der jeweils vorangehenden heiligen Messe gingen Hunderte zum Tisch des Herrn. Annähernd 80 v.H. der Teilnehmer an den Beratungen stammten schätzungsweise aus dem sowjetischen Besatzungsgebiet, von den restlichen 20 v.H. nur relativ wenige aus West-Berlin ... Immerhin hatten der Elternkreis für religiöse Erziehungsfragen beim Ordinariat und auch die entsprechende Diözesanarbeitsgemeinschaft, ebenso wie die Lehrervereinigungen in ihren Kreisen rechtzeitig mannigfaltige Vorarbeit geleistet.

Das Thema war aufgegliedert in die Teilthemen Kleinkind, Schulkind, Töchter und Söhne in der Berufsausbildung, Jungmann und Jungmädchen. An beiden Arbeitstagen kamen in den Vormittags- und Nachmittagssitzungen nach gestrafften Kurzreferaten viele Teilnehmer aus Ost und West, Nord und Süd unseres Vaterlandes zu Wort. Die hervorragende Leitung von Prälat Böhler, Köln, sorgte auch in der Aussprache für Konzentration. Wenn der kirchliche Raum zunächst die Tagungsteilnehmer von Beifallskundgebungen zurückhielt, kam doch alsbald und immer mehr und nachdrücklicher die Zustimmung zu treffenden Formulierungen durch langanhaltendes Händeklatschen zum Ausdruck. Der Schulreferent des Berliner Bischofs, Prälat Weber, beispielsweise fand begeisterte Zustimmung bei seinem Appell an die Mütter und Väter, ebenso die Seelsorgshelferin und die Kindergärtnerin mit ihren Berichten aus der Alltagspraxis in der DDR, der Berliner Arzt wie der westdeutsche Caritasdirektor, der Junglehrer wie der jugendliche Arbeiter, die kinderreiche Frau des vermißten Soldaten wie die berufstätige Mutter.

Die Beratungen vom Christsein der Eltern gingen aus von ihrem Erzogensein und ihrer Erziehungsfähigkeit; die leibliche und seelische Vorbereitung in der vorgeburtlichen Zeit wurde besonders unterstrichen. Die religiöse Erziehung des Kleinkindes durch die Mutter, aber auch die Aufgabe des Vaters wurden dargelegt, das gemeinsame Familiengebet hervorgehoben, Gefahren der „frommen Lügen“ geschildert. Die Mitverantwortung der katholischen Kindergärtnerin in der religiösen Früherziehung ist in manchen Teilen unseres Vaterlandes von besonderer Bedeutung.

Wenn katholische Eltern ihre Kinder dann der Schule anvertrauen müssen, von der sie Fortführung der Erziehung des Elternhauses wünschen, entstehen überall in

Deutschland sehr gewichtige Probleme. In West-Berlin wie in Ost-Berlin und der sowjetischen Besatzungszone ist das Kreuz aus den Schulen verbannt. Hier gibt es keine christliche Grundhaltung der Schule. Nach dem in der Ostzone geltenden Schulgesetz (§ 1, Präambel) wird das Christentum in einem Atemzug mit fortschrittlichen Menschheitsideen, Antike und Humanismus zur Berücksichtigung empfohlen, das Wort Gott ist peinlichst vermieden. Wöchentlich ein- oder zweistündiger Religionsunterricht innerhalb und sehr oft außerhalb der Schulen ist in den weiten Diasporagebieten vielfach das Höchstmaß an religiöser Unterweisung, während der ganze übrige Unterricht zumindest „völlig neutral“, zumeist aber antichristlich geführt wird.

Bleiben unsere Kinder Christen? Welche unendlich schweren Aufgaben haben hier die Mütter und Väter zu erfüllen, wenn man zum Beispiel auch gerade an die Pubertätsjahre, die Krisenzeit denkt. Die Umwelteinflüsse wurden kritisch beleuchtet, von Schmutz und Schund in Presse, Funk und Kino wurde gesprochen. Seelsorger und Pfarrjugendführer haben hier gewaltige Erziehungsarbeit zu leisten. In den Schuljahren müssen die Kinder kritikfest werden auch gegen die Gefahren der Straße und schlechter Kameraden.

Söhne und Töchter in der Berufsausbildung und Jungmädchen und Jungmänner nahmen in dieser Arbeitsgemeinschaft zu ihren Problemen auch selbst das Wort; die Außenwelteinflüsse auf diese arbeitende Jugend spielen eine entscheidende Rolle. Werden solche heranwachsenden Christen aus katholischem Elternhause auch Christen bleiben?

In die Aussprache griff Bischof *Weskamm* ein und unterstrich mit zu Herzen gehenden Worten die Verpflichtung der Eltern zur religiösen Erziehung ihrer Kinder in Zusammenarbeit mit dem Seelsorger. Die Atmosphäre des katholischen Elternhauses, beispielsweise das gemeinsame Beten und auch das Singen mit den Kindern werde sich für immer in die Seelen einprägen. Auch unter den schwierigsten wirtschaftlichen Verhältnissen könnten die Mütter und Väter in ihren Kindern jenen christlichen Grund legen, den andere Mächte nur schwer zerstören können. Lebt Gott in der Familie, dann ist es uns um die Zukunft unserer Kinder nicht bange!

Arbeitsgemeinschaft V

Bringt uns die Technik voran?

Den richtunggebenden Vortrag hielt Professor Dr. *Höffner*, Münster. Zunächst erinnerte er an die verschiedenen Einstellungen der heutigen Menschen zur Technik. Die einen schmähen sie als dämonisch. Technik bedeutet nach ihnen Mechanisierung des Lebens und Bedrohung des Menschen schlechthin. Ihr politischer Raum ist das Kollektiv, die Stunde der Technik ist der Krieg. Außerdem ist sie von abschreckender Häßlichkeit. Die Maschinen, die „technischen Sklaven“, sind die kommenden Sieger. Die anderen verherrlichen die Technik als Glücksgöttin der Menschheit; sie gibt der Erde ihre letzte Fülle und ihren Reichtum. Technomanie wird bei manchen zur Ersatzreligion.

Demgegenüber kann man die Ansicht der katholischen Kirche in folgende Sätze zusammenfassen: 1. Die materielle Welt ist Gottes Geschöpf und deshalb nicht böse, sondern gut. Die Gefahren und Bedrohungen kommen nicht aus der Technik selbst, sondern aus dem Mißbrauch,

aus der Dämonie des menschlichen Herzens. Die Welt leidet an keinem Konstruktionsfehler, sie ist nicht vom Teufel geschaffen, sondern vom guten Gott, damit sie dem Menschen diene. 2. Gott befahl dem Menschen, sich die Erde dienstbar zu machen. So ist die Technik, die ihm das ermöglicht, Gottes Wille. Der Mensch erfüllt diesen Willen Gottes, indem er die Gesetze der Natur erforscht und ihre Kräfte für sich gebraucht. In der Technik nehmen also Ideen Gestalt an und drücken sich in ihren Werken genial aus. Je mehr sie das tun, desto schöner sind die Werke der Technik. Die technische Bewältigung der Naturkräfte paßt sehr gut in das christliche Weltbild. 3. Die Technik findet ihr Ethos in der Ehrfurcht vor der Rangordnung der Werte. Technik ist weder einziger noch höchster Wert, sondern Dienerin bei der Verwirklichung höherer Werte, unterstes Stockwerk der Wertpyramide. Unmittelbar dient sie den Lebenswerten: sie schafft neue Lebensmöglichkeiten für Milliarden von Menschen, besiegt Krankheit, überwindet Zeit und Raum. Sie enthält auch Gefahren: neue Todesmöglichkeiten, neue Quälereien und Unfreiheiten, Mechanisierung der Arbeit der Menschen, „die immer mehr über immer weniger wissen“ (Shaw), Vermassung, Arbeitslosigkeit, Weckung immer neuer unnötiger materieller Bedürfnisse. Aber diese Gefahren können und müssen durch den sittlichen und religiösen Menschen überwunden werden. Die Technik schenkt dem Menschen, der „nie Zeit hat“, Muße. 4. Damit der Abfall von der sittlichen Ordnung die Technik nicht zum Feind der Menschheit mache, muß der Christ einen inneren Abstand von der technischen Kultur bewahren. Es liegen in ihr große Möglichkeiten zur Macht über Natur und Menschen. Je größer diese Möglichkeiten werden, desto gewissenhafter und gottesfürchtiger müssen die sein, die sie in der Hand haben. 5. Aus der Tragik und Unzulänglichkeit aller Materie erhebt sich eine geheimnisvolle Sehnsucht nach künftiger Vollendung. Auch die stoffliche Welt ist nach Röm. 8 durch die Sünde berührt und erniedrigt und wartet auf Erlösung und Vollendung. Und sie wird nicht nur in ihrer jetzigen Gestalt erschüttert, sondern eine „neue Erde“ werden. So nimmt die Kirche jetzt schon die Technik durch ihre Weihungen in den Dienst der Erlösung, daß sie uns „zu himmlischen Begierden“ und auf den Weg zur himmlischen Heimat bringen soll.

Die Aussprache brachte kaum neue Gesichtspunkte, machte aber die vorgetragenen Gedanken lebendiger und brachte Forderungen an die Verantwortlichen, die Idee der christlichen Wertordnung verwirklichen zu helfen. Teilweise spielten die Ausführungen der Teilnehmer in die Themen anderer Arbeitskreise hinüber: Wie bleiben wir Mensch in der Arbeit, wie gestalten wir die Mußezeit u. a. m. Gern hörten die aufmerksamen Teilnehmer die kleinen ernsthaften, oft sehr improvisierten Rededuelle der Arbeitnehmer, Ingenieure, Studenten, Hausfrauen und Geistlichen.

Die Ansprache vor der Gemeinschaftsmesse, von Pfarrer Dr. *Spindeler* gehalten, lenkte die „schweren Gedanken“ in die Botschaft, die unserer Zeit durch das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel gegeben wurde. Gott redet gewiß auch durch die Tatsache zu den heutigen Menschen, daß er den Menschengestalt in den letzten 60 Jahren mehr erfinden ließ als in 3000 Jahren vorher. Er will auch, daß wir gerade dadurch uns gegenseitig helfen, den Raum zu schaffen, in dem allein die Gnade

unsere Natur heilen und erheben kann. Aber Gott hat uns durch das Dogma unmittelbar auf drei Dinge besonders hinweisen wollen: 1. Die Heimstatt, die wir uns schaffen müssen, ist nicht die Erde. Die Materie, der Leib kommt zur Seligkeit nicht in einem irdischen Paradies, sondern in der Herrlichkeit des lebendigen Gottes. 2. Gewiß dürfen wir den menschlichen Geist nicht gering schätzen, auch im Bereich der Erlösung hat er sein Recht: *gratia supponit naturam*. Aber wir sollen unsere Einfälle und Klugheiten auch nicht überschätzen. Die Gnade ist das Wichtigere. Maria ist die Größte nicht durch ihren Verstand, sondern als die *gratia plena*. Die Gnade erst bewirkt tatsächlich, daß alles dem Begnadeten, dem Liebling Gottes, dem Kinde Gottes zu Füßen liegt und ihm dient. Erst in dieser Rangordnung bringt die Technik dem Menschen Fortschritt. Nur der aus der Sünde herausgeholt und geheilt und erhobene Mensch wird die Technik so gebrauchen, daß sie keinen Schaden, sondern Segen bringt. 3. Die Einwilligung der Magd des Herrn, die „ja“ sagt zum Willen Gottes, ist auch für den Techniker — d. h. für 80% der Menschen — die für ihn wichtigste Mitwirkung an der Erfüllung der Welt und ihrer Vollendung. Das kann jeder, und das muß jeder leisten, daß er jeden Tag und bei jeder Arbeit sagt: „Ich komme, o Herr, Deinen Willen zu erfüllen!“ und: „Alles meinem Gott zu Ehren!“ Unsere Zeit macht nur insofern und so weit einen Fortschritt, als der Beste von uns den Willen Gottes, in der Gnade lebend, erfüllt.

Mit diesem letzten Gedanken schloß eigentlich auch am zweiten Tag der Vortrag von Professor Friedrich *Dessauer*. Er leitete seine Ausführungen mit einem persönlichen Bekenntnis zu den Werten der Technik ein, deren Begriff er formulierte. In der Technik zeige sich der Mensch 1. als *homo investigator*, als Forscher, der die Gegebenheiten mit oft mühseligem Suchen erkundet, Tatsachen und Ordnungen entdeckt, an denen kein Jota geändert werden kann. Er fragt den Schöpfer, wie er sich die Ordnung gedacht hat. 2. Als *homo inventor*, als Erfinder, der ein Ziel hat, an das er die Mittel anschmiegt; das ist eine rein geistige, finale Tätigkeit. 3. Als *homo faber*, der werktätig den technischen Gegenstand, das Gerät anfertigt. Durch diese drei Tätigkeiten wird der Mensch Beherrscher der Luft, des Atoms, der Maschinen, der Arzneimittel, des bedruckten Papiers. In diesen Dingen wohnt dann eine wunderbare Macht. Der Mensch hat sie nur gefunden, nicht geschaffen. Wenigstens „potentiell“ war sie schon immer da. So wendet sich der technische Mensch immer zum *creator mundi*. Auch er steht vor dem Altar Gottes, des gleichen Gottes, zu dem der Priester sagt: *Introibo ad altare Dei*. Die Technik verlangt notwendig Askese, des Einfügens, des Gehorsams. Leider kommt in ihr eine noch wichtigere asketische Haltung zu kurz, die der Entscheidung vor Gottes Nähe. Daher kommt es, daß der Naturwissenschaftler und der Techniker zwar mit gleichbleibender Sorgfalt und Hingabe den Fortschritt der Technik fördern, aber eben mit der gleichen Sorgfalt Dinge bereiten, die die Erde fruchtbarer machen, und andere, die die Dämme sprengen, damit das vernichtende Meer die Kultur langer Jahrzehnte überspüle. *Dessauer* schloß mit einem Aufruf zur Erziehung aller Techniker durch die Lehrer der Berufsschulen, der Universitäten und aller Bildungsanstalten zu diesem Schauen der Nähe Gottes.

Anschließend wurde die Tatsache des Fortschrittes durch

die Technik im Dienste des Menschen und unmittelbar auch im Dienste Gottes in Lichtbildvorträgen gezeigt. Der Wohnungsbau ist nach wie vor die dringlichste Frage, die mit Hilfe der Technik gelöst werden muß und auch — wie der Referent zeigte — gelöst werden kann. Auch das Flugzeug, das Auto und das Radio stehen heute unmittelbar im Dienste der Ausbreitung des Reiches Gottes, wie das Penicillin und die Atomenergie im Dienste des kranken Menschen stehen.

War nicht der ganze Katholikentag ein Beweis dieser positiven Seite der Technik, da sie es nicht nur vermochte, 150 000 Christen zusammenzuführen im einmütigen und vernehmbaren Bekenntnis des lebendigen Gottes, sondern auch darüber hinaus der ganzen Welt, auch der des Ostens, dieses Bekenntnis zu vermitteln?

Arbeitsgemeinschaft VI

Wie bleiben wir Menschen in unserer Arbeit?

Sieben der Berliner Arbeitsgemeinschaften behandelten religiöse Gefahren, drei befaßten sich mit der allgemeinen Gefährdung des Menschen. Die Technik, das Recht und die Berufsarbeit wurden darauf untersucht, ob sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt unter dem Gesichtspunkt der menschlichen Würde verantwortet werden können.

Man war gespannt, welche Vorwürfe gegen die rationalisierte Arbeit erhoben werden würden. Schon in den einleitenden Worten des Leiters, Prof. *Graf*, Dortmund, stellte sich jedoch heraus, daß nicht der moderne Arbeitsrhythmus und die Arbeitsmethode uns die wichtigsten Probleme aufgeben, sondern die Gesellschafts- und Betriebsverfassung. *Graf* nannte als wesentliche Diskussions-themen die Sicherheit der familiären Existenz und die Überforderung der Frauen.

Der erste Referent, P. *Gilbert Cormann* OP, sollte die Beziehungen zwischen unserer Berufsarbeit und dem christlichen Menschenbild darstellen. Seine Phänomenologie der modernen Arbeit stellt fest: der Mensch ist überbeansprucht, unzufrieden und unfrei. Dagegen sehnt er sich nach Geborgenheit, nach dem Du und nach Freiheit. Die seelische Überlastung ergibt sich weniger aus den hohen Arbeitsforderungen als aus der ständigen Unsicherheit des Arbeitsplatzes. Diese erzeugt Angst. Die Arbeitsgesellschaft ist unbarmherzig, sie hat keinen väterlich bergenden Raum. Im letzten aber verlangt der arbeitende Mensch nach dem Vater in der vaterlosen Arbeitsgesellschaft. Der Redner prägte den Satz: „Der Mensch verlangt mehr denn je nach dem Vater und dem Bruder. Sozialpolitik und Staat können dem Christen den Vater nicht ersetzen, es wird ihm angst vor jedem Vater- und Väterchenersatz.“ Der Druck, den die kalte Rationalität des Betriebes ausübt, ist nach Ansicht des Redners auch der tiefste Grund der Unzufriedenheit des arbeitenden Menschen. Was sagen die Arbeiter in den sozialfortschrittlichen Grundstoffindustrien? „Sie würden das ganze Theater mit uns nicht machen, wenn sie uns nicht bräuchten.“ Man redet sehr viel von sozialer Haltung: ein Beweis, daß es damit faul ist. Gruppenbildung kommt nur zustande, wenn es gegen einen Dritten geht. Menschliche Beziehungen, die die urmenschliche Sehnsucht nach dem Du erfüllen würden, sind also in der modernen Arbeitsgesellschaft nicht vorhanden, und das schafft Unzufriedenheit.

Was hat der Theologe zu diesen Gegebenheiten zu sagen? Wenn der dreifaltige Gott Urbild menschlicher

Ordnung ist, muß in den menschlichen Beziehungen Vaterschaft walten. „Wo die Vaterschaft verlorengeht, schaltet sich der Apparat ein.“ Wenn die bruderschaftliche Beziehung nicht verwirklicht wird, setzt sich ein unpersönliches Gesetz, eine Norm an ihre Stelle. Brüderlichkeit, einmalig in Christus gestaltet, wird überall und von allen verstanden. Freiheit ist nicht zu verwirklichen außer als Freiheit in christlicher Existenz. „Sonst weiß der Mensch mit seiner Freiheit nichts anzufangen.“ Denn Freiheit besteht nur in der Möglichkeit, über sich hinaus, d. h. in das Reich Gottes hineinzuwachsen.

Die damit angedeutete Sehnsucht des Menschen kann durch sozialpolitische und sozialreformatorische Maßnahmen allein nicht gestillt werden. Geborgenheit im Vater, Zufriedenheit in der Gemeinschaft mit dem Bruder, Freiheit als geistige Entfaltung: diese vielfach verborgenen und unbewußten, aber realen Sehnsüchte des arbeitenden Menschen werden nur erfüllt, wenn Gott auch in der Arbeitsordnung lebendig wird.

Ein zweites Referat von Dr. *Brauweiler*, Berlin, legte die Grundsätze von „Quadragesimo Anno“ zur Gesellschafts- und Betriebsverfassung dar.

Die Diskussion knüpfte nicht an die Referate an, sondern behandelte einige konkrete Fragen. Zunächst wurde darüber gesprochen, welche Notwendigkeit und Begrenzung der Frauenarbeit gesetzt ist. Die Frauenarbeit ergibt sich aus den Bedürfnissen der Industrie, aus der Notwendigkeit, für sich selbst oder die Familie zu sorgen, und aus dem Hang, mehr Geld zu verdienen. Die verheirateten Frauen könnten durch Einführung von Familienausgleichskassen („eine Ehrensache für den Bundesarbeitsminister Storch“) und in Verbindung damit durch erzieherische Maßnahmen der Familie zurückgegeben werden. Gesetzliche Maßnahmen zur Einschränkung der Frauenarbeit wurden wegen der damit verbundenen Einmischung des Staates in die privaten Verhältnisse als ungeeignet abgelehnt. Ein Diskussionsredner vertrat die Ansicht, daß die Störung des Familienlebens durch die Arbeit der Frau Ursache des Zusammenbruchs vieler Ehen sei. Den unverheirateten Frauen dagegen sollten die gleichen Chancen gegeben werden wie dem Manne; denn die Mitarbeit der Frau als solche sei im öffentlichen Leben unentbehrlich. Unabhängig von der grundsätzlichen Frage, ob und inwieweit die Frauenarbeit wünschenswert ist, müßten die Betriebe, solange sie Frauen beschäftigen, auf ihren natürlichen Arbeits- und Lebensrhythmus mehr Rücksicht nehmen, als sie es zu tun pflegen. Es sind in Westdeutschland gegenwärtig 4,5 Millionen Frauen ohne die sogenannten mithelfenden Familienangehörigen in Landwirtschaft und Einzelhandel in regulären Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Es würden weniger sein, wenn die Familienväter mehr Sicherheit und die Familien bessere Wohnungen hätten. Solange die jetzigen Verhältnisse bestehen, sagte Generalpräses *Schmitt* zum Schluß, sind wir Christen gefragt, was wir als einzelne und als Kirche dafür tun, daß es der Frau im Betriebe möglich bleibt, Mensch zu sein und die Frauenwürde zu wahren.

Dann wurde die Frage angeschnitten, ob der Betrieb gegenüber der Berufsjugend über die fachliche Schulung hinaus erzieherische Aufgaben zu erfüllen habe. Ein Redner nannte es einen „Notstand“, wenn Betriebe in die Erziehung eingreifen. Er warnte davor, aus dem Notstand (hier also dem Versagen der berufenen Erziehungsträger) ein Prinzip zu machen. Übrigens fügte er die sehr beacht-

liche Bemerkung hinzu, dies sei heute eine allgemeine Erscheinung. Man benutze unnormale Zustände, um neue Prinzipien einzuführen. Man lasse sich zuweilen sehr gern das Prinzip des Handelns aus der augenblicklichen Situation in die Hand spielen (Beispiel: gleitende Arbeitswoche), um auf diese Weise Schritt für Schritt christliche Grundsätze mazzusetzen. Vielleicht war dies eine der wichtigsten von allen Diskussionsbemerkungen. Die Vertreterin des Deutschen Gewerkschaftsbundes sprach sich dafür aus, daß die Berufserziehung mit politischer und menschlicher Erziehung verbunden werden müsse; denn die Arbeitsstelle sei der Ort, die Frauen für die Beteiligung am öffentlichen Leben zu gewinnen, in dem sie dringend gebraucht werden. Doch ist nicht auch diese Erziehung vom Notstand diktiert? Kann man grundsätzlich wünschen, daß die Betriebe, d. h. Geschäftsbeauftragte, Betriebspsychologen, Werkmeister, Heimleiter, also vom Unternehmer oder vom Betriebskollektiv ernannte Personen, menschliche Erziehung betreiben? Welche menschlichen Leitbilder werden diese Erziehung bestimmen? Bevor die Diskussion sich einem weiteren Gegenstand zuwandte, wurde auf Drängen der Zuhörer ein Referat zugelassen, das sich mit der Frage beschäftigte, wie unter den Verhältnissen der Ostzone der Mensch ein inneres Verhältnis zur Arbeit seines Berufs finden könne. Das Drängen der Brüder aus der Ostzone zeigte, daß diese gerade im Zeichen der ost-westlichen Begegnung so überaus wichtige Arbeitsgemeinschaft in Gefahr stand, Fragen zu diskutieren, die im Osten eine utopische Sehnsucht darstellen. Mit sehr großer Spannung erwartete die Versammlung die Worte des Referenten *Wohlmuth*, der selbst aus einem Betrieb der Ostzone kam. Er sprach „rein religiös“, d. h. er verzichtete auf jeden institutionellen Anspruch und reduzierte das Problem der Berufsarbeit für den Christen darauf, daß der Christ treu, ehrlich, bescheiden, zufrieden und liebevoll seine ihm auferlegte Arbeit im Zeichen des Kreuzes tun und aus den Quellen des Glaubens, der Familie und der freizeithlichen Muße die notwendige Kraft gewinnen müsse. Das waren, wie der Leiter der Arbeitsgemeinschaft bemerkte, Worte aus einer anderen Welt. Sie klangen verführerisch. Aber hieße es nicht gegen Recht und Liebe sündigen, wenn wir Christen im Westen in einem politischen System, das uns die Chance bietet, auf institutionelle Reformen verzichten wollten und uns nur um die persönliche Heiligung kümmern? Vielleicht kämen wir selbst auf einfacheren Wege zu Gott, wenn wir in der Lage des Ostens wären. Aber wir haben nicht zu wählen. Immerhin zeigten die Worte von *Wohlmuth*, was auch uns nottut.

Die weitere Diskussion wandte sich den menschlichen Beziehungen im Betrieb zu. Das hauptsächliche Hindernis dafür scheint in einem fast unüberwindlichen Mißtrauen der Arbeiter zu bestehen, die überall die Gefahr neuer Ausnutzung wittern. Bei allen sozialen Maßnahmen, sagen sie, geht es letzten Endes nur um eine rationellere Kosten- und Leistungsgestaltung. Nicht der Arbeiter, sondern der Betrieb soll gehoben werden. Sowohl der Arbeitshygieniker wie der Arbeiterpriester stimmten dem zu, und beide waren der Meinung, daß das zerstörte Vertrauen zwischen den Arbeitspartnern in den größeren Betrieben nur von religiösen Gründen her überbrückt werden kann. P. Cormann hielt diese Möglichkeit auf Grund seiner Erfahrungen in der Arbeiterseelsorge des Ruhrgebietes für gegeben. Befremdend klangen in dieser Aussprache die

Worte des Münchener Betriebswissenschaftlers Guido Fischer, der sich dagegen wandte, daß man die Verhältnisse durch Forderungen an andere ändern wolle. Man müsse sich vor allem fragen, was wir selbst unter den gegebenen Verhältnissen tun können. Das klang etwas zu sehr nach einer Apologie sogenannter betriebswirtschaftlicher Zwangslagen, die dazu verführen, Notstände zur Norm zu erheben.

Auch der Kölner Arbeiterpräses Schmitt stellte die Frage: Wie läßt sich Vertrauen im Arbeitsleben wieder herstellen? Zweierlei muß der Arbeiter gewinnen: Selbständigkeit im Urteil, „selbst auf die Gefahr hin, daß ein noch bestehender gesellschaftlicher Bezug darunter leidet“. Er darf sich also nicht täuschen, nicht einfangen lassen, er darf sich das Vertrauen nicht abkaufen lassen. Ebenso aber muß er das Gefühl für Ordnung haben. Er muß zum Wirklichkeitssinn geschult werden, der ebenso Unordnungen wie die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Beseitigung erkennt.

Über die Neuordnung der Wirtschaft, die dem arbeitenden Menschen das Gefühl echter Teilnehmerschaft geben soll, referierte der Bundestagsabgeordnete Even. Er nannte die Bestrebungen der katholischen Kräfte in der westdeutschen Gesellschaftsordnung den „dritten Weg“ zwischen Sozialisierung und Kapitalismus. Dr. Deuß vom Deutschen Gewerkschaftsbund entgegnete darauf, die Sozialreform dürfe kein Fernziel bleiben. Hier liege die entscheidende innere Voraussetzung für die Vereinigung von West- und Ostdeutschland. „Es ist unmöglich, daß wir das, was augenblicklich im Westen besteht, unverändert hineinbringen in ein geeintes Deutschland“. Wir müssen für eine Ordnung wirken, die den Westen und den Osten trägt. Hierzu gehört auch die innere Anerkennung der Strukturveränderung der Gesellschaft, die sich darin zeigt, daß es heute neben den politischen Parteien bedeutende Gruppen gibt, die beim Neuaufbau des öffentlichen Lebens wesentliche Funktionen übernehmen können. Dieser Neuaufbau müßte im Sinne von „Quadragesimo Anno“ vor allem die Selbstverwaltung von Gesellschaft und Wirtschaft verwirklichen. Sehr eindringlich wirkten darauf die Worte eines Sprechers aus der Ostzone, der in die Auseinandersetzung zwischen den Rednern aus dem Westen das schlichte Wort einwarf, daß die ganzen Diskussionen der Westdeutschen über die Reform der Zustände ohne Änderung der Gesinnungen gegenstandslos werden könnten. Haß, Mißtrauen und Neid, die als Tatsachen festzustellen sind, würden nur durch die Kraft der Liebe beseitigt. Diese Worte ließen am Schluß das Problem noch einmal aufstehen: „Wie bleiben wir Menschen . . .“

Arbeitsgemeinschaft VII

Wie rettet der Christ das Recht?

In einem ersten Referat sprach Prof. P. Hirschmann SJ, Frankfurt a. M., über die natürliche und die übernatürliche Begründung des Rechtes in Gott. Das Recht betrifft den Menschen nicht nur in seiner äußeren Existenz, sondern als Person in seiner Gottebenbildlichkeit. Ebenso entsteht es nicht aus dem Zwang des Staates oder dem gesellschaftlichen Bewußtsein, sondern als Auswirkung der Menschenwürde, die nach den Ausführungen von Guardini nur von Gott her verstanden werden kann. Der Satz von Grotius: Recht sei auch denkbar „etsi non daretur Deus“ (auch wenn es keinen Gott gäbe), ent-

würdigt das Recht zu einer bloßen Zweckmäßigekeitsregelung. Im Recht kommt der göttliche Wesenszug der Gerechtigkeit zu irdischem Ausdruck: sein Sinn ist die menschliche Teilnahme an der ordnenden Weisheit des Schöpfers.

Es gibt Rechte, die sich aus der Gottebenbildlichkeit der menschlichen Natur, und zwar sowohl aus ihrem Individual- wie aus ihrem Sozialcharakter, unmittelbar ergeben und die Voraussetzung jedes positiven Rechtes bilden. Aus der sozialen Natur des Menschen folgen als Bedingungen zur Entfaltung der Menschenwürde z. B. das Sondereigentum, die Familie und der Staat. „Wer ihr Wesentliches antastet, vergreift sich am Göttlichen im Menschen.“ Aber auch in seiner Einmaligkeit und geschichtlichen Bestimmtheit ist der Mensch Träger von Rechten.

Aufgabe des positiven Rechts ist die nähere Bestimmung und Verwirklichung der naturrechtlichen Ordnung. Insofern hat auch das positive Recht teil an der Würde des natürlichen Rechtes. Die besondere Aufgabe des Christen ist es, dafür zu sorgen, daß das positive Recht nicht gegen das Naturrecht verstößt.

Der Mensch lebt aber zugleich auch in der Heilsordnung Gottes. Sie wurde durch die Sünde gestört. Infolgedessen kann die Gesamtheit der natürlichen Rechte und Pflichten ohne Mithilfe der Offenbarung und Gnade nicht zu reichend erkannt und noch viel weniger vollkommen verwirklicht werden. Deshalb ruht das vollkommene Recht auf Christus. Das bedeutet nicht, daß die neutestamentliche Gerechtigkeit die naturrechtlichen Ordnungen aufhebt, sondern daß sie auf die Gnadengemeinschaft mit Christus hingeordnet werden und in ihr zu vollerer Entfaltung kommen.

Allerdings werden einige Institutionen des Naturrechts durch Christus wesentlich verändert. Die Ehe wird auch als Rechtsinstitut Sinnbild und Gefäß der Erlösungsgemeinschaft. Die Kirche als umfassende Form dieser Erlösungsgemeinschaft tritt unter die Rechtsträger. Sie erfüllt in ihrer Mitte den Auftrag, Lebensprinzip aller anderen Gesellschaften zu sein, d. h. sie zu heiligen, zu hüten und durch ihre Lehre zu orientieren. Durch diesen seinen mystischen Leib trägt Christus wiederum die Wirklichkeit des Rechts.

Jedoch ist nicht damit zu rechnen, daß diese Wirklichkeit jemals vollkommen zum Dasein gelangen könnte. Im Gegenteil, der Christ muß das Schicksal Christi an sich erfahren und der Ungerechtigkeit widerstehen, ihr zuweilen sogar äußerlich unterliegen. Dann wird das Opfer seiner Rechte, das er zu bringen hat, sein Anteil an der Erlösung der Welt, sein Dienst an der Gerechtigkeit.

In der Diskussion dieses Vortrages wurde freudig festgestellt, daß in Westdeutschland sowohl das Grundgesetz wie der Bundesgerichtshof den Rechtspositivismus zu überwinden begonnen haben. Es kommt jetzt vor allem auf die Persönlichkeit der Richter an. Leider ist die naturrechtliche Ausbildung des Nachwuchses überaus dürftig. Einstweilen müßte die Studentenseelsorge in die Bresche springen. Die größte Gefährdung des Zusammenhanges von natürlichem und positivem Recht droht im Westen zur Zeit auf den Gebieten des Ehe-, Ehescheidungs- und Familienrechtes.

Am zweiten Tage sprach Prof. Karl Peters, Münster, über „Recht und Gewissen“. Diese Beziehung ergibt sich daraus, daß dem Menschen die gewissenhafte Verwirklichung

der Schöpfungsordnung aufgetragen ist, wie er auch fähig ist, sich dagegen zu entscheiden. So ist jeder Akt der Gesetzgebung und der Gesetzesanwendung ein sittlicher Entscheidungsakt, der deshalb im und aus dem Gewissen vollzogen werden muß. Das gilt sowohl, wo es sich um die Verwirklichung der Gerechtigkeit, also die Schaffung und Anwendung des dem Naturrecht entsprechenden positiven Rechtes handelt, als auch im Bereich des sogenannten Ordnungsrechts, d. h. jener Gesetzes- und Verwaltungsordnungen, die lediglich das äußere Zusammenleben der Menschen in der zweckmäßigsten Weise zu sichern suchen und deshalb in Maß und Grenzen auf gewissenhafte Unterwerfung unter die Obrigkeit angewiesen sind. Nicht nur die Idee, auch der Bestand des gesamten positiven Rechtes hängt von dieser gewissenhaften Anerkennung ab, andernfalls zerfällt es.

Wie das Recht selbst an der naturrechtlichen Schöpfungsordnung ausgerichtet sein muß, so auch das subjektive Rechtsbewußtsein. Der einzelne muß darum ringen; es muß dem Menschen geschenkt werden als Gegengabe für Demut und Gehorsam vor Gott. Gegenüber der Suggestivwirkung des positiven Rechtes muß der Christ allzeit wachsam sein. Ein Beispiel für mangelnde Wachsamkeit ist der verbreitete Irrtum, das Familienrecht sei ja nur für gestörte Ehen überhaupt von Bedeutung. Besondere Behutsamkeit ist in der Rechtsprechung notwendig, und es verrät wenig davon, wenn man sich z. B. in der Frage der Schwangerschaftsunterbrechung darauf hinausredet, ihre rechtliche Freigabe berühre ja nicht die sittliche Entscheidungspflicht der Patientin. Eine große Bedeutung für die Umgestaltung des positiven Rechtes hat das jeweilige gesellschaftliche Wertbewußtsein, ausgedrückt durch die öffentliche Meinung. Ihre Beeinflussung ist ein vorbereitender Dienst an der Gerechtigkeit.

Wenn das positive Recht dem Naturrecht widerspricht, darf der Christ den Zwiespalt nicht trügerisch zu überdecken suchen. Jede Anwendung, jedes Gebrauchen eines solchen Gesetzes steht unter der Verantwortung vor Gott. In solchem Gebrauch ist eine Anerkennung des Gesetzes enthalten. Deshalb ist er nur zu rechtfertigen; wenn höhere Güter ihn ausgleichen (z. B. Existenzmöglichkeit, Sorge um das Gemeinwohl usw.) und er um ihretwillen unvermeidlich ist. Doch auch noch im Falle des Zwanges bleibt ein Rest von Verantwortung übrig. Ein besonders aktueller Gegenstand für solche Überlegungen ist im Westen die Ehescheidungspraxis. Aber auch wenn der Zwang ein Höchstmaß erreicht hat, gibt es Fälle, in denen es nicht, auch nicht um höherer Werte willen, gestattet ist, dem ungerechten Gesetz zu gehorchen, z. B. wenn die Verleugnung Gottes oder die Vernichtung menschlichen Lebens gefordert wird.

Auch das schuldlos irrende Gewissen verpflichtet und hat deshalb Anspruch auf rechtlichen Schutz. Nicht durch Zwang und Gewalt darf der daraus entstehende Konflikt zwischen Rechtsordnung und Rechtsbewußtsein überwunden werden, sondern nur durch Mittel, die unsere Verantwortung und Liebe gegenüber dem Nächsten uns ein gibt, durch das christliche Zeugnis.

Ein Korreferat von Dr. Hien suchte diese Gedanken praktisch anzuwenden und berührte die Fragen der Gerechtigkeit als Tugend in der Ehe, in der kinderreichen Familie, der besten Schule für diese Tugend, in der Wohngemeinschaft, an der Arbeitsstätte, im Staatsgefüge, im Juristenberuf, wo man den Hang zum Paragraphen-

menschen in sich bekämpfen müsse, endlich im Umgang mit Ausländern.

Die Diskussion erörterte besonders lebhaft die Frage, ob heute in der Rechtsprechung naturrechtliche Grundsätze angewendet werden. Wegweisend ist in dieser Sache besonders der bayerische Staatsgerichtshof, aber auch der Bundesgerichtshof hat bereits Beispiele dafür gegeben, daß er sich auf das Wesen des Rechts besinnt. Wichtig für uns alle ist die klare Erkenntnis der Tatsache, daß alle Staatsgewalt a priori begrenzt wird durch die Grundrechte des einzelnen, bzw. seiner naturrechtlichen Vergemeinschaftungen.

Die ungeheure Belastung der Menschen in totalitären Staaten führte zu der Frage nach dem Widerstandsrecht. P. Hirschmann sagte, daß das Recht und die Pflicht zur Gehorsamsverweigerung gegenüber ungerechten Gesetzen sich bis zur gewaltsamen Notwehr steigern könne, wenn ein Mensch gezwungen werden soll, extrem unsittliche Gesetze zu befolgen. Außerdem könne eine größere Gruppe das Recht zum Widerstand empfangen, wenn der Staat dauernd auf das schwerste gegen das Gemeinwohl verstößt. Da in diesem Fall die Machthaber keine echte Regierung mehr darstellen, könne eine solche Gruppe unter ganz besonderen Umständen sogar das Recht beanspruchen, gewaltsam die Führung des Staates in die Hand zu nehmen. Die Gefahr des Mißbrauchs dieser Freiheit hebe dieses Recht an sich nicht auf.

Ein zweiter vorzüglicher Gegenstand der Diskussion war die westdeutsche Familienrechtsreform, wobei Übereinstimmung in der Auffassung herrschte, daß eine formale und schematische Gleichstellung von Mann und Frau der Eigenart der Geschlechter nicht gerecht würde.

Arbeitsgemeinschaft VIII

Wie finden Christen Heimat miteinander?

Daß diese Frage nach der Heimat gestellt werden mußte, ist bemerkenswert für unsere Zeit, aber wohl noch kennzeichnender ist es, daß sie nicht nur vom Suchenden, sondern vom zweifelnden Menschen her erörtert werden muß. Die Heimatvertreibung, seit den Jahren des ersten Weltkrieges Schicksal unseres Jahrhunderts, ist gleichwohl nur Erscheinungsweise einer tieferliegenden Heimatkrise, in der der Mensch von den Mächten seiner Seele her heimatunfähig geworden ist. Das lebendige Einssein mit einer ihn liebevoll umfängenden Heimat ist ihm von innen her zerschlagen.

So war Spiritual *Puzik*, Neuzelle, aufgefordert worden, in einer grundlegenden Darstellung die Beziehungseinheit zwischen Mensch und Welt, wie sie zur geistigen und geistlichen Einsicht der Christenheit gehört und heute zum Trost und zur Befriedung der Menschen überall in ihrer Wirklichkeit erkannt werden muß, im Lichte der Vernunft und in der Offenheit des Glaubens als Schöpfungsordnung des lebendigen Gottes und als Gnadenordnung des liebenden Vaters sichtbar zu machen. Heimat ist eine Erfüllung dieser Beziehungseinheit. Jedes Lebewesen ist von Gott in eine seiner Art gemäße Umwelt hineingestellt; der Mensch aber besitzt in der Heimat mehr als Umwelt, er besitzt darin jenes Verhältnis zu seinem Werdensgrund, das seiner geistigen Würde und seiner leiblichen Art in gleicher Weise entspricht. Als geschöpflicher Wert ruht irdische Heimat nicht in sich selbst, sondern behält immer Hinweischarakter auf die himmlische Heimat. Heimatsinn und Unendlichkeitsdrang stehen beim Men-

schen notwendigerweise in Spannungseinheit. Der Christ hat die Kraft und Pflicht, ihre Harmonie zu gewinnen. Wo sie gelöst wird, ist Heimat nicht nur ein bedrohter, sondern auch ein bedrohender Wert. Das haben wir gerade in den Zeiten der Heimatvertreibung erlebt: in der Hartherzigkeit und Enge so mancher Einheimischer, in der Lebensunlust und Müdigkeit so mancher Flüchtlinge. Mehr als je ist für uns Christen Heimat nicht nur eine Gabe, sondern eine Aufgabe geworden.

Die Gründe für die heutige Heimatkrise sind äußerer und innerer Art zugleich. Besitzlosigkeit, Heimatvertreibung, Wachstum der Industriestädte haben ebenso dazu beigetragen wie die Verkümmerng seelischer Kräfte, so der Liebesfähigkeit, des Verständnisses für den Weihecharakter alles anvertrauten Heimatlichen, des personalen Selbstbewußtseins, des Gemeinschafts- und Familiensinns und vor allem auch der religiösen Empfänglichkeit. „Die Welt befindet sich auf einer immer rasenderen Flucht vor Gott, unserer Urheimat. So erhält sie immer mehr die Züge des Unheimlichen.“

Durch Christus, den inkarnierten Logos, durch das Wort, das Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat und unter uns wohnt, müssen wir Heimat gewinnen und die Heimatlosigkeit überwinden. Das war das Thema der eröffnenden Predigt von Rektor *Schaffran* und dann der gemeinsame Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen, die vom Blickpunkt der Großstadt, des Dorfes und der Diaspora her die „Situation“ deutlich machen sollten. Man erkannte aber nicht rein passiv die Einflüsse eines „Milieus“ an, sondern war überzeugt, zu Erkenntnissen und Entschlüssen zu gelangen, die sich unmittelbar in Haltungen und Handlungen umsetzen lassen und den Ablauf unseres Tages bestimmen können.

Stadtpfarrer *Forsthuber*, München, sprach davon, daß wir zuerst Christus in der Großstadt Heimat geben müssen, damit Heimat aus der realen Macht des fortlebenden Christus um uns wachse. Der Pfarrer, der nicht Herr seiner Gemeinde sein will, sondern ihr Vater aus dem Ernst der Vatergüte Gottes, wird zusammen mit den Laien und nur mit ihrer voll bejahten und in Wahrheit selbsttätigen Hilfe aus den anonymen Menschen und vielfach angeschlagenen Familien der Großstadt vom Altar her christliche Gemeinde bilden und ihnen so helfen, daß sich ihnen die bloße Umwelt in Heimat wandelt. Dabei müssen die sozialen Gegebenheiten in vollem Umfang und mit letztem Ernste in das Werden dieser Gemeinde hineingenommen werden. Die Strahlkraft einer hochwertigen Kinderseelsorge ist ein wertvolles Aktivum für jeden Großstadtseelsorger. In der Christengemeinde der Großstadt wird jede Form von Exklusivität ein Hemmnis für ihr lebendiges Wachstum, und so müssen alle Vereinsgruppierungen und Organisationen auf das gewissenhafteste darauf bedacht sein, den Zug zum Altar für niemanden zu hindern. Die deutschen Einheitslieder wirken sich jetzt schon segensreich aus; das Latein als Muttersprache der Kirche bekommt im Zeitalter des nationalen Austausches neue Bedeutung im großstädtischen Gottesdienst. Frau *Schmauch* schien es wichtig, eigens hervorzuheben, daß über dem Wert des Kindergottesdienstes der Familiengottesdienst nicht zurückstehen dürfe, denn der Wirkraum der gesunden christlichen Familie sei so weitreichend und missionsstark, daß sie ganz wesentlich die gemeindebildende und heimat-schaffende Kraft einer Pfarrei verkörpert.

Dr. *Reisch*, Freiburg, richtete am Vormittag des zweiten Arbeitstages die Frage „Wie finden Christen Heimat

miteinander?“ als Zeit- und Lebensfrage an das Dorf. Hier wurde in besonderer Weise der erschütternde Ernst und die beunruhigende Dringlichkeit des Problems offenbar. Denn Heimat und Dorf gehören im innersten Gefühl des Menschen zusammen. „Wollen wir Christen unter den ungeheuren Veränderungen auch künftig Heimat im Dorf finden, so seien wir uns klar über die Tatsache: Dorfheimat wird nur in dem Maße weiterbestehen, als sie, die uns bergen soll, selbst hineingebergt wird in die erlöste Welt der Kirche.“ Christliche Dorfheimat kann aber nicht bewahrt werden, wenn das Dorf nicht entschlossen ist, die seelische Heimatlosigkeit, die immer wieder gegen es andringt, von sich aus zu überwinden. Heimatvertriebene und Heimatverbliebene müssen, einer wie der andere, Heimat neu finden, indem sie zum Frieden gelangen. Beides, Heimat und Frieden, können sie aber nur miteinander empfangen, jeder aus dem Herzen und den Händen des anderen.

Pfarrer *Golombek*, Köln, sprach von den Schwierigkeiten der Heimatverbliebenen, das Schicksal der Heimatvertreibung in seiner ganzen Bedeutung zu sehen. Sie dürfen sich diese Sicht nicht durch Einzelvorkommnisse und durch Maßnahmen, die belasten, verdunkeln lassen. Im kirchlichen Raum jedenfalls darf es keine Trägheit der Herzen geben. Wenn wir uns an die Weisungen des Heiligen Vaters hielten, die immer noch nicht genügend beachtet werden, wüßten wir, was zu tun ist. Wohnbau auf Initiative kirchlicher Stellen, Heimstattbewegung, Jugendhilfe, Mädchenschutz und vor allem kirchliche Umsiedlung sind die wichtigsten Ansätze bei dieser Aufgabe.

Wie in der Diaspora christliche Heimat wachsen kann, bezeugte der Schlosser *Binnert* aus Sachsen. Heimatvertriebene in einem Dorf, in dem kaum ein Kreuz zu finden war, gaben der Mutter Gottes Heimat in einer Kapelle „Maria zu den Engeln“. Es war eine armselige Notunterkunft. „Und dann arbeiteten wir weiter.“ Immer wieder kehrte in dem Bericht dieser Satz wieder. Heute hat der Ort sein Gotteshaus und die Fronleichnamsprozession. Erst braucht die Gemeinde die Caritas, durch sie findet sie sich zusammen, dann das Gotteshaus, und wenn dann die rechten Priester bei uns sind, werden in Gemeinschaftsarbeit auch unsere Familienheime erstehen; das war die feste Überzeugung dieser katholischen Laien.

Dr. *Ehlen*, Velbert, sprach von dem erfolgreichen Fortgang des Bochumer Katholikentag-Dorfes. Der Mensch, von Erde genommen, bedarf zu seiner und seiner Familie gesunden Entfaltung der dauernden lebenspendenden Verbindung mit ihr. „Das familiengerechte Heim müssen wir wollen, dann werden wir es schaffen, und es wird sich dann wieder erweisen, daß Gott doch der größte Bankier ist. Ich habe es mit dem rechten Gottvertrauen und mit der nötigen Anstrengung immer geschafft.“

Prälat *Gabriel*, Paderborn, berichtete von der Opferbereitschaft der Diaspora für den Kirchenbau. Das kleine süddeutsche Dorf Mittelbach hat seine Kirche unter Anleitung eines einzigen Poliers gebaut. Gotteshäuser, die unter solchen Mühen entstanden, haben sich als Stätten besonderen Segens und weiterwirkender Kraft erwiesen. Auf den Ruf der Diaspora-Werktätigen, der Bischof möge ihnen Priester senden, antwortete Prälat *Schuldis*, Freiburg, das Anliegen des Priesterhilfswerkes, das sich um die Förderung von Priester- und Ordensberufen mühe, müsse heute ein Anliegen jedes Gläubigen und vor allem der katholischen Mütter sein.

Von allen Geistlichen, die an der Arbeitsgemeinschaft

mitwirkten — und es waren in besonderer Zahl hier erfahrene Seelsorger anwesend —, wurde die Mitarbeit der katholischen Laienschaft und ihr Mühen um lebendige Gemeinschaft in der Pfarrgemeinde als stärkstes Positivum dieser Zusammenarbeit bezeichnet.

Arbeitsgemeinschaft IX

„Wo ist dein Bruder?“

Aus christlichem Glauben hätte die Antwort auf diese Frage, die Gott uns stellt, schnell gefunden werden können. Sie hätte dann vielleicht gelauret: überall da, wo ein Mensch dir begegnet, ein Mensch gleich welcher Rasse, welcher Haltung, welcher politischen Überzeugung, welcher Religionszugehörigkeit, gleichgültig, ob er dein Freund oder dein Gegner ist, gleichgültig auch, ob er dir Böses angetan hat. Aber es handelt sich nicht nur um die Frage: „Wo ist dein Bruder?“ sondern auch darum, in welcher Lage der Bruder sich befindet und wessen er bedarf.

So traten von vornherein mehrere Fragen neben die nach dem „Wo“. Frage sowohl als auch Antwort bedurften der Begründung und der Erläuterung. Gott, der den Menschen, und zwar jeden Menschen, nach seinem Ebenbilde geschaffen, der für jeden sein Blut vergossen hat, um ihn zurückzukaufen, stellt uns die Frage. Er stellt die Frage als unser Vater, so wie er sie Kain stellte. Und unsere Antwort darf nicht lauten, daß wir nicht der Hüter unseres Bruders sind.

Darüber predigte Direktor *Nitsche*, Erfurt. Er erläuterte das Vaterunser, das ein Wir-Gebet ist und kein Ich-Gebet. Wir bitten den gemeinsamen Vater, unsern Vater, nicht nur darum, daß er mir oder meiner Familie oder meinen Freunden das tägliche Brot gebe und die Schuld vergebe, sondern wir bitten für alle, die Kinder Gottes und deshalb unsere Brüder sind.

Bei der Eröffnung der Arbeitsgemeinschaft selbst stellte die Leiterin, Frau *Zillken*, heraus, daß diese Arbeitsgemeinschaft, die die christliche Nächstenliebe zum Gegenstand habe, mit den Arbeitsgemeinschaften, die die Glaubensfragen behandeln, zu den wichtigsten des Katholikentages zu zählen sei; denn in einer Zeit, für die Gott tot ist, ist auch der Bruder tot. Glaubenslosigkeit und Lieblosigkeit, schwacher Glaube und schwache Brüderlichkeit stehen in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander. Dabei strecken die Menschen ihre Hand nach einem Halt aus, und der, der ihnen brüderlichen Halt als Christ gewährt, kann sie zu Gott zurückführen, weil in seiner Liebe Gott transparent wird (Joh. 4, 20). Man kann Gott nicht lieben, wenn man den Bruder nicht sieht und liebt. Als erster Referent sprach der Präsident des Caritasverbandes, Prälat *Eckert*, über ein Hauptanliegen der Kirche und ihrer Caritas, die Erziehung zum barmherzigen Menschen. In der anschließenden Aussprache bekannte man einmütig, daß der brüderliche Mensch überall, auf jedem Gebiete nötig sei, wenn die Menschen nicht verhärten und unmenschlich werden, wenn sie ihrer Not nicht erliegen sollen.

Die Ausführungen von Caritasdirektor *Stehlin* über das Apostolat des Auges, des Ohres und des Mundes zeigten, wie der Christ mit den Organen seines Leibes dem Bruder zu Hilfe kommen kann. Referat und Aussprache stellten heraus, wie der helfende, tröstende, ermutigende, warnende Blick wirken, wie man durch ruhiges Anhören den Menschen selbst zur Klarheit führen, wie man durch Schweigen oder durch ein gutes Wort zur rechten Zeit in

Not, Ratlosigkeit, Verzweiflung helfen kann. Die religiösen Grundlagen für das brüderliche Wirken gaben die beiden Referate von Pfarrer *Gunkel*, Leipzig. Im ersten Referat sprach er über das Thema: „Was ist christliche Liebe? Was unterscheidet sie von jeder anderen Liebe? Was ist ihr Maß? Welches ihre Ordnung?“ im zweiten Referat über die Eucharistie als Quellgrund der Liebe, über den Bruderdienst in der Gemeinde, der vom Altare ausgeht. Diese Referate wurden durch Fragen, Antworten und Mitteilungen in ihrem tiefen Gehalt erläutert. Den Teilnehmern wurde mit Freuden und Bangen klar, was das neue Gebot bedeutet: So wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Gott liebt uns ohne Grund, ohne daß in uns etwas Liebenswertes wäre, er liebt uns in Überschwenglichkeit. Christus starb für uns, da wir noch Sünder waren. Gottes Liebe ist nicht Reaktion auf einen Wert, sondern von oben her schenkend, ganz und gar umsonst. Die Erkenntnisse, die diese Besprechung vermittelte, waren beglückend, aber auch ernst. Die Liebe zum Bruder ist nichts Sentimentales, nichts Romantisches, sie ist nüchtern und hart, sie ist das Härteste, was es gibt. Das Ich muß beschnitten werden, die eigenen Gefühle müssen zurücktreten. Sie müssen zurücktreten da, wo der Mensch zunächst natürlich das Kind, die Braut, den Freund liebt. Diese natürliche Liebe muß durchdrungen werden von der übernatürlichen Liebe, die dem anderen zu seiner Vollendung, zur Erreichung des ihm von Gott gesetzten Zieles helfen will. Das allmähliche Freiwerden von der Eigenliebe, die in jeder natürlichen Liebe drinsteckt, ist die Aufgabe. Aber es geht nicht nur darum, die natürliche Liebe mit der übernatürlichen Liebe zu durchdringen. Da, wo nichts steht, wo der Unsympathische, der Lästige, der Unbedeutende, ja der im sozialen Sinne wertlose Mensch vor mir steht, muß ich über die übernatürliche Liebe auch zur natürlichen kommen. Ich muß von der übernatürlichen Liebe zur natürlichen Liebe kommen da, wo es sich um den Andersdenkenden, den Gegner, den Feind handelt. Siebenmal siebzimal sollst du deinem Bruder vergeben, und der unbarmherzige Knecht wurde verworfen, weil er, dem die ganze Schuld vergeben war, dem Bruder nicht vergeben wollte. Die ungeheure Freiheit und Souveränität dieser Gottesliebe, die wir nachahmen sollen, wurden allen klar. Nicht Uniform und nicht Partei bestimmen für uns das Verhältnis zum Menschen, sondern allein die Liebe Christi.

In den darauf folgenden Ausführungen versuchte Frau *Zillken* vier Fragen zu beantworten: 1. Ist der Mensch hilfsfähig? 2. Ist der Mensch von Natur her hilfsbereit? 3. Wie muß eine echte menschliche Hilfe beschaffen sein? 4. Welche Wirkung hat sie im kleinen und im großen Kreise?

Herr *Firmer* sprach über den christlichen Bruderdienst des Mannes in der Familie, im Berufskreis, in der kirchlichen Gemeinde, in der politischen Gemeinde, in der Gesamtverantwortung für das öffentliche Leben. Er zeigte auch die besondere Verantwortung des Christen für die Bildung einer gesunden öffentlichen Meinung. Die westlichen Teilnehmer betonten die Verantwortung für Sauberkeit und Ordnung im öffentlichen Leben, auf der Straße usw.

In den Ausführungen von Frau *Schulz* wurde noch einmal deutlich, daß der liebende Christ alles tun muß, um selbst immer vollkommener zu werden, damit er dem

Bruder besser und wirksamer helfen kann. Dieses Bemühen geht in die religiöse Sphäre, aber auch in die geistige Sphäre und praktische Arbeit. Wir bemühen uns um Fachwissen und um fachliches Können, um eine Hilfe leisten zu können, die der jeweiligen Not entspricht.

Der Generalsekretär des Deutschen Caritasverbandes, Msgr. Jörger, und Msgr. Zinke berichteten vom Bruderdienst der Weltkirche in den letzten Jahren, von der Liebe, die alle Ländergrenzen und die Grenzen der Erdteile und Ozeane überspringt. Von ihrer tiefen Wirkung wußten viele Teilnehmer zu erzählen.

Unter den Beiträgen darf das Wort von Prof. Thieme über den jüdischen Bruder nicht vergessen werden. Unsere christliche Liebe gebührt ihm heute in besonderer Weise.

Zusammenfassend läßt sich von der Arbeitsgemeinschaft vielleicht folgendes sagen: Sie war getragen von der Atmosphäre einer echten religiösen Gesinnung, von dem herzlichen Aufgeschlossenheit für die gestellten Fragen und die sich aus den Antworten ergebenden Aufgaben. Nicht nur von Mitgliedern der Kerngruppe, sondern aus allen Reihen der Teilnehmer kamen Mitteilungen, Fragen, Ausführungen, die ergänzten, klärten, bereicherten und vertieften. Die Mitarbeiter verlangten, nachdem am ersten Tage nach der hl. Messe, um das Sprechen der Arbeitsgemeinschaft zu erleichtern, das Allerheiligste entfernt worden war, daß man es zurückbringe, damit Derjenige, der Grund und Kraft der Liebe ist, auch in sichtbarer Gestalt bei diesem Sprechen unter ihnen sei.

Arbeitsgemeinschaft X

„Gottes Reich geht über alle Grenzen“

In der Arbeitsgemeinschaft „Gottes Reich geht über alle Grenzen“ wurde im lebendigen Zeugnis deutlich, was P. Dr. Gypkens in seiner theologischen Grundlegung formulierte: daß diese Aussage indikativ und imperativ verstanden werden müsse. Reich Gottes im Sinne des Anliegens der Arbeitsgemeinschaft, so führte P. Gypkens aus, bedeutet den Einbruch der trinitarisch-göttlichen Herrschafts- und Liebesmacht in die gesamte Welt. Wohl ist die Kirche als der mystische Leib Christi der bevorzugte Ort dieser Einstrahlung, aber nicht ihre unübersteigbare Grenze. Gottes Wirksamkeit bezeugt sich im gesamtchristlichen Raum, in Taufe, Glaube, sittlicher Bewahrung und manchmal noch im Fanatismus der Irrtümer; im gesamtreligiösen Raum, wo immer in der Wertskala der Menschen das Göttliche oben an steht; im gesamt menschlichen Raum, weil auch die großen Bewegungen der Welt in den göttlichen Heilsplan aufgenommen und sinnvoll eingefügt sind; im gesamten Schöpfungsraum, der die Elemente der Natur für die Zwecke der Begnadigung zur Verfügung stellt. Alle Glieder der Kirche sind verantwortlich, daß diese angelegte Strahlung zur vollen Wirksamkeit gelangt und der einengende Grundsatz „Rette deine Seele“ überwunden wird durch die furchtlose Bereitschaft, alle empfangenen Gnaden in die Welt hinauszustrahlen.

Das Thema wurde nach drei Seiten entfaltet: 1) Reich Gottes über den Konfessionen, 2) Reich Gottes über den Nationen, 3) Reich Gottes über den Kulturen und Rassen.

Prälat Dr. Grosche sprach anläßlich der gleichzeitig in Lund tagenden Versammlung der Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung ein grundsätzliches Wort über das

Verhältnis der Kirche zur ökumenischen Bewegung von heute. Sie darf nicht mehr als ein Schritt außerhalb der Einheitsbemühung der wahren Kirche angesehen werden, sondern sie ist eine ernstzunehmende Hinwendung zur Einheit. In ihren Anfängen wurden noch Stimmen laut, die auf die Zurückhaltung Roms mit einer Haltung gegen Rom antworten wollten. Heute hat sich eindeutig gezeigt, daß ihr Blick nicht gegen, sondern auf Rom gerichtet ist. Die römische Kirche hat im Sinne der *Instructio* des Heiligen Offiziums die Verpflichtung, der ökumenischen Bewegung zu helfen durch Gebet, theologische Arbeit, Anerkennung ihrer positiven Werte und durch das Bemühen, den Weg der Einheit vorzubereiten, indem wir selbst die Fülle des Katholischen verwirklichen. Denn nur die leuchtende Stadt auf dem Berg erweckt in den anderen den Wunsch „Nimm uns mit“. Prälat Grosche gab in diesem Zusammenhang zu überlegen, ob nicht anläßlich der Weltgebetsoktav vom 18.—25. Januar einmal alle Kirchenführer gemeinsam vor das Volk treten sollten, um das Bewußtsein der Einheit im Volk zu stärken.

Über das Apostolat der Diasporakirche in der Ostzone fiel in der Diskussion das schwere Wort: „Die Zeit ist verpaßt, uns kann niemand mehr helfen als der Herrgott allein.“ In einem Land, in dem nicht mehr der Mensch im Mittelpunkt der Produktion steht, sondern „das Mensch“, wie ein Arbeiter auf der Straße zu seinem Arbeitskameraden sagte, erwartet man von der Kirche zuerst eine menschliche Haltung. Die Kirche ist in ihren Formen und in ihrem Kult den heutigen Menschen unsagbar fremd geworden und kann sich kaum mehr verständlich machen. Anläßlich der Fronleichnamsprozession wurde ein Pfarrer gefragt: „Was für einen Spiegel haben Sie da mitgetragen?“ Gemeint war die Monstranz.

Im Verhältnis der Juden und Christen kommt es heute darauf an, führte die Referentin Dr. Luckener aus, aus der erstmalig in der Geschichte gemeinsam erlittenen Verfolgung den Impuls zu einer neuen Verständigung zu finden. Dazu gehört die Ausmerzung falscher und die Bildung richtiger Vorstellungen über die Stellung der Juden in der Heilsgeschichte und eine Überprüfung der bisherigen Glaubensverkündigung und Lehrkatechesen.

Eine Anzahl deutscher und ausländischer Zeugen berichtete dann über christliche Liebeswerke von Nation zu Nation, in denen das Reich Gottes die Grenzen zwischen den Völkern überwunden hat. Alle Nationen verbindet das Reich Gottes auch in der „Pax Romana“, der katholischen Studentenbewegung, und in der internationalen Gebetsbewegung „Pax Christi“.

In ergreifender Weise wurde einiger polnischer und französischer Märtyrer, die in deutschen Konzentrationslagern starben, gedacht; insbesondere erinnerte Professor Hermann Hoffmann an den polnischen Bischof von Wloclawek und den polnischen Franziskanerpater Klose. Er forderte den Katholikentag auf, dem polnischen Episkopat eine Botschaft zu senden, daß man der polnischen Märtyrer gedacht habe.

Gottes Reich steht auch über den Kulturen und Rassen. Josef Peters, Mitarbeiter am Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung in Aachen, sprach über den Zusammenhang von Weltbild und Missionsbild. Der Missionsbefehl des Herrn wurde in den Denkformen seiner Zeit gegeben und von den Aposteln auf das Weltbild dieser Zeit übertragen. Der Wandel des Weltbildes bestimmt auch den

Wandel des Missionsbildes. Die Welt ist heute geographisch, wirtschaftlich, sozial und politisch zusammengerückt. Die Verbindung zwischen den Kontinenten ist nur mehr eine Sache von Stunden. Die moderne Technik gehört bereits dem ganzen Erdkreis. Trotz aller Ungleichheit der Lebensformen besteht eine Ähnlichkeit in der sozialen und geistigen Struktur aller Länder. Alle Planungen sind auf große Zusammenhänge angelegt. Europa ist nur mehr ein Teil des funktionierenden Weltapparates. Alle Kulturen bekommen von der technisch bestimmten Zivilisation her einen gewissen gemeinsamen Charakter. Sie erweist sich als Sog, um Menschen und Kulturen von Gott zu trennen. So liegen alle Weltreligionen heute im Defensivkampf. Nur ein Weltbild, das einen religiösen Totalaspekt hat, vermag sich in diesem Kampf als Macht zu behaupten. So sind auch im neuen Missionsbild Heimat und Mission innerlich und äußerlich nahe aneinandergerückt. Auch in der Mission kommen die Weltreiche auf Europa zu, was besonders von Asien gilt. Die Missionsstation ist nur mehr gelegentlich Träger der Zivilisation, das Schulmonopol der Missionsschulen ist gebrochen. Wie in Europa ist die Kirche gezwungen, sich auf die reinen Glaubenskräfte zu besinnen. Dabei trifft sie auch in den Missionen keine heidnische Unberührtheit mehr an, sondern eine aufgepeitschte Welt. Die Einbeziehung der Kontinente in das politische Kraftfeld hat die Missionsarbeit der heimatlichen Seelsorge weitgehend angeglichen. Der heutige Missionar ist auf allen Ebenen des Geistes und der Kultur herausgefordert.

Diesem interessanten Referat folgten zwei Missionsberichte aus China und aus Japan. Die Kirche in China, so berichtete P. D. *Maurus* OFM, der nach neunzehnjähriger Missionsarbeit zurückkehrte, leidet heute unter Priesterlosigkeit, öffentlicher Verleumdung und völliger Rechtlosigkeit.

Die Kirche ist im Zustand völliger Wehrlosigkeit gegen Gewalttat und Lüge, ohne Gemeindeleben und Sakrament. Aber sie ist sich bewußt, daß sie damit in die volle Wirklichkeit der christlichen Nachfolge gelangt.

Prof. P. Franz *Bosch* SJ berichtete über die Missionsarbeit unter den Studenten von Tokio. Der japanische Atheismus, der die Jugend großenteils beherrscht (Buddhismus und Shintoismus sind tot), ist noch eine Art Liebesgesang auf den Unbekannten Gott. Wo er zum Haß gegen das Christentum wird, ist westlicher Einfluß am Werk, der in Literatur und Bildung Marxismus, Liberalismus und Existentialismus als Geistesgut des Westens verkauft. Wenn sich die japanische Jugend der Religion öffnet, findet sie einen Ton reinster Gläubigkeit.

P. *Schaefer* SVD, berichtete über die Missionierung eines wilden Stammes der Papua auf Neu-Guinea, von der Entdeckung bis zum heutigen Missionsstand. Die gefährliche Expedition unter einem Volk, das durch Raub, Mord und Menschenfraß wie unter dem Bann des Teufels gehalten wurde, ist ein überwältigendes Zeugnis missionarischer Wirksamkeit, in der sich Mut, Einfallsreichtum und Herzenshingabe gnadenhaft miteinander verbinden. Afrika, das „Paradies der Missionen“, zeigt in den Bildern, die Prälat Dr. *Mund* aus seinen Erinnerungen bunt aneinanderfügte, die blühende Glaubensfreudigkeit und Glaubensjugend, von der auch im Schlußreferat die Rede war. Die überalterte Kirche Europas braucht den frischen Blutstrom der jungen Kirchen, deren Völker noch nicht von der Dekadenz befallen sind. Europa ist eine klerikale

Kirche geworden, während in der Missionskirche das Schwergewicht auf den Neuchristen ruht. Die Missionskirchen sind längst nicht mehr allein Empfangende, sondern überall schon Gebende. Auch da, wo sie leidende Kirche sind, wie in China, fühlen sie sich nicht nur in der Abwehr wie die verfolgte Kirche Europas, sondern im Angriff. Das Gnadenspiel des Heiligen Geistes wird die christlichen Kräfte neu gruppieren und austauschen.

Aber wir sind verpflichtet, durch weltweites Beten und welterlösendes Leiden das Flußbett zu bereiten. Das Missionswerk der Kinder, das noch ganz in dem christlichen Bewußtsein ruht, daß Kindsein vor Gott zugleich Brudersein vor Gott bedeutet, fügt sich mit seinem Gebet und Opfer in das Hilfswerk der Großen ein.

Bemerkungen zu der Arbeitstagung

Wie die vorstehenden Berichte zeigen, war der sachliche Ertrag der Arbeitsgemeinschaften sehr unterschiedlich. Auf Grund der seelsorglichen Zielsetzung kam es darauf an, jedem der Teilnehmer einen persönlichen Gewinn zu vermitteln, d. h. es ging darum, einfachen Menschen das christliche Lehrgut mit Rücksicht auf ihre persönliche Situation handgreiflich darzubieten. Diese Aufgabe der „Übersetzung“ ist nur zum Teil geglückt. Einem Teil der Referenten gelang es nicht, sich von ihrer akademischen Fachsprache zu lösen. Zudem zeigte sich, daß mancher außer acht gelassen hatte, ihm selbst von vielen Tagungen und Wiederholungen her vertraute Gedankengänge und Ausdrucksweisen der geistigen Lage des Ostens anzupassen. Allerdings war auch das, was die Teilnehmer aus dem Osten erwarteten, nicht eindeutig. Eine Gruppe forderte mehr als nur eine Antwort auf die Schwierigkeiten ihrer Situation, nämlich auch die Darlegung des Lehrgutes, der Grundsätze, der „Theorie“; denn man stehe ja einer geschlossenen Theorie und Weltanschauung gegenüber. Beide Forderungen gleichzeitig zu erfüllen, war schwierig, wenn nicht unmöglich. So mußte man bald von Teilnehmern der einen, bald von solchen der anderen Gruppe die Frage hören: „Was geht das uns an?“ Offensichtlich war die gemeinsame Vorbereitung der östlichen und westlichen Mitglieder der Kerngruppen in dieser Hinsicht nicht intensiv genug gewesen. Andererseits gewann der Beobachter in einzelnen Fällen den Eindruck, daß die Sprecher auf dem Podium nicht genügend Gewandtheit besaßen, von ihrem inszenierten Gespräch abzugehen. Man vergaß zuweilen, daß die Fragen aus dem Zuhörerkreis, die teils schriftlich, teils mündlich gestellt werden durften, beantwortet werden sollten. Trotz dieser Schwächen, die größtenteils darauf zurückzuführen sind, daß noch niemand in dieser Form der Diskussion genügend Erfahrung besaß, folgten die Zuhörer mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. Viele aus dem Osten schrieben jedes Wort mit, das ihnen in ihrer Lage Hilfe versprach.

Außer den Arbeitsgemeinschaften wurden in diesen Tagen sechs Vorlesungsreihen von je vier Stunden über das Thema des Katholikentages gehalten, die der wissenschaftlichen Orientierung dienten.

Es sprachen Prof. *Volk*, Münster, über „Gott lebt und schenkt Leben“, Dr. *Kahlefeld*, München, über „Der lebendige Gott im Evangelium“, Pfarrer *Pinsk*, Berlin über „Liturgie als lebendiges Heilswirken Gottes in der Kreatur“, Prof. *Welte*, Freiburg, über „Der lebendige Gott in der Philosophie des 19. Jahrhunderts“, Prof. *Müller*, Freiburg, über „Der Gott der Metaphysik und der Gott

der Offenbarung“, Prof. *Kunisch*, Berlin, über „Dichtung als Zeugnis Gottes“.

Leider kann man diese Vorlesungen wegen der Fülle ihres Gehalts auf gedrängtem Raum nicht wiedergeben.

Die Tage der großen Kundgebungen

Die Eröffnung

Am Vormittag des Donnerstag fanden in drei Kirchen Berlins und in der Messehalle Pontifikalmessen für die Kinder statt. Am Abend versammelten sich die 75 000 schon anwesenden Teilnehmer des Katholikentages in mehreren Hallen des Messegeländes zur Eröffnungsfeier. Am gleichen Abend fand in der Corpus-Christi-Kirche in Ostberlin eine Parallelveranstaltung statt, auf der Bischof Dr. Döpfner, Würzburg, und Prälat Hengsbach, Paderborn, sprachen. Die Begrüßungsansprachen von Frau Klausener, Weihbischof Tkotsch, Fürst zu Löwenstein und Bischof Weskamm wurden in verschiedenen Hallen gehalten und jeweils in die anderen übertragen, um die Gemeinschaft der räumlich Getrennten auszudrücken. Bischof Weskamm verlas am Schluß seiner Ansprache:

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Geliebte Söhne und Töchter des katholischen Deutschland! Mit dem Gefühl der Teilnahme und Liebe kommen Wir der Bitte Unseres ehrwürdigen Bruders, des Oberhirten der Berliner Diözese, nach, der diesjährigen Heerschau der Katholiken Deutschlands Unseren Gruß und Segen zu entbieten.

Ihr habt als Ort eurer Tagung Berlin gewählt: Berlin, das Wir nicht vergessen können, weil es Uns für Jahre froher und erfolgreicher Berufsarbeit im Dienste der Kirche und zum Besten eures Volkes Heimstätte war; Berlin, zur Zeit seiner Hochblüte die Stadt mit Weltgeltung durch die Wucht ihrer industriellen wie geistigen Leistung; heute Gegenstand der Weltachtung ob des erschütternd harten Schicksals, das der Krieg und seine Folgen über sie gebracht und das ihre Söhne und Töchter mit zähem Mut gemeistert haben.

Ihr habt als Tagungsort Berlin gewählt und euch aus Ost und West dort eingefunden, um laut zu bekunden: wir gehören zusammen, und die Jahre der Heimsuchung, weit entfernt, uns zu trennen oder einander zu entfremden, haben das Bewußtsein, daß wir Brüder und Schwestern sind, nur geschärft und den Willen, es zu bleiben, nur verstärkt. Und wenn seit hundert Jahren der Bonifatiusverein die Katholiken Deutschlands aufrief, sich zusammenzutun und überall da Hilfe zu bringen, wo sie Glaubensgenossen in Not wußten, so muß die Wirkungskraft dieses heiligen Bundes und vor allem die ihn beherrschende Idee heute in euch allen so lebendig sein wie je seit der Stunde seiner Gründung: einer stehe ein für den anderen, und keiner fühle sich verlassen und vergessen; er soll wissen: die anderen denken an mich, beten für mich und helfen mir.

Ihr habt eure Tagung unter das Merkwort gestellt: „Gott lebt“. Ja, Gott lebt, und Seine Macht erstreckt sich von einem Ende zum anderen und durchwaltet vollkommen das All (vgl. Weish. 8, 1). Auch die Großstädte, die wenig mehr das Zeichen des Gottesglaubens an der Stirn tragen, auch die Schichten von Menschen, die Gott an den Rand der Dinge geschoben und vergessen haben, auch jene, die bewußt Sein Dasein leugnen und für die Gottlosigkeit

werben, sie wie alles leben in Ihm, bewegen sich in Ihm und sind in Ihm (vgl. Apg. 17, 28). Und wenn die Mächten der Erde zur Beratung und Beschlußfassung versammelt sind, so ist Gott mitten unter ihnen, Gott, dessen Vorsehung sich in ihren Anordnungen nicht täuscht (Or. Dom. VII post Pent.). „Die ganze Erde ist voll Seiner Herrlichkeit“ (Is. 6, 3). Wenn von einem eures Volkes das furchtbare Wort geprägt wurde: „Gott ist tot“, so soll eure Tagung eine flammende Verwahrung dagegen sein und ausklingen in den über ganz Deutschland vernehmbaren Ruf: Gott lebt! Wir beugen unsere Knie vor Ihm, bereit, in allem Seinen Willen zu erfüllen.

Eure Tagung, geliebte Söhne und Töchter, in Berlin, an diesem neuralgischen Punkt entgegengesetzter Interessen und Welten, ist ein Ausdruck dafür, wie sehr sich euer christliches Dasein zu vollziehen hat unter Hochspannungen ohnegleichen, die das geistige und das gesamte öffentliche Leben durchzucken. Bei solcher Lage der Dinge möchten Wir euch in dieser Stunde einen zweifachen Hinweis geben:

Zum ersten: Lebt im Bewußtsein der unbedingten überzeitlichen Wahrheit eures Glaubens! Ihr seid stolz auf ihn, weil er der Glaube eurer Väter ist, weil er im Laufe der Jahrhunderte hohe Kulturwerte schuf, weil er ein religiöses Brauchtum ausbildete, das der harten Arbeit des Alltags heilige Weihe gab und Herz, Heim und Familie mit dem Frieden des christlichen Sonntags und den Freuden der katholischen Hochfeste erfüllte, Friede und Freuden, die durch keinen Taumel des Vergnügens sich ersetzen lassen.

Dies alles ist richtig. Aber soweit jene vom Glauben geschaffenen Werte diesseitig bleiben, sind sie immer noch kein Letztes; sie können ausfallen; sie können gewaltsam gedrosselt und unterbunden werden. Gerade ihr müßt dafür Verständnis haben, ihr, denen in den zurückliegenden Jahrzehnten Kräfte zerbrochen sind, die unzerstörbar schienen; ihr, die ihr geschichtliche Größen habt untergehen sehen, die aus fernen Jahrhunderten kamen und denen menschliche Einsicht in ihrer Begrenztheit vielleicht noch Jahrhunderte versprochen hätte. Nein, Diesseitswerte sind nie ein Letztes. Nicht einmal das Alter des christlichen Glaubens will ein solches sein. Ein Letztes sind seine Wahrheit und seine Gnadenkraft.

Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, das ihr jeden Tag mit demütigem Dank entgegennehmen sollt; er ist eine Gnade, die ihr nur durch beharrliches Gebet festhalten könnt; er ist ein überirdisches Glück, das ihr in diesen freudlosen Zeiten euch nicht entwenden lassen dürft; er ist aber an erster Stelle Wahrheit, unbedingte seinsmäßige Wahrheit, deren Grund ihr klar erkennen könnt und tief in euer Bewußtsein einsenken möget. Dann wird er Segen und Gnade, Glück und Kraft wirken — auch in der Hoffnungslosigkeit der Gefangenschaft, auch im Frondienst der kaum mehr unterbrochenen schweren Alltagsarbeit.

Damit sind Wir bereits beim zweiten Hinweis angelangt, den Wir euch geben wollten: Lebt im Bewußtsein des unermesslichen Reichtums, den euer Glaube euch schenkt!

Ihr kommt, geliebte Söhne und Töchter, Tag für Tag in Berührung mit der Weltanschauung des Materialismus; ihr steht im Nahkampf mit ihr. Für sie ist die Materie das Einzige und das Letzte. Der Glaube setzt der Materie den Geist entgegen, der sie in seinem Wesen überragt und schlechthin beherrscht.

Die fortschreitende Industrialisierung und Technisierung

des gesamten Daseins droht den einzelnen, seine Selbständigkeit und seine Freiheit zu erdrücken. Der Materialismus setzt dem die Krone auf, indem er jenen unnatürlichen Zustand zur Weltordnung erklärt und den einzelnen zur Nummer im Kollektiv herabwürdigt. Der Glaube bäumt sich dagegen auf. Er wird den Persönlichkeitswert des Menschen bis zum letzten verteidigen. Persönlichkeit sagt aber Selbstbewußtsein und Freiheit, Selbstbestimmung und Verantwortung, Geistseele und Unsterblichkeit. Solange es noch gläubige Menschen gibt, und wenn sie in Ketten lägen, darf der Materialismus nicht von Sieg reden.

Der Materialismus kann als Höchstes nur Macht und Gewalt gelten lassen. Der Glaube setzt das Recht über die Macht, vor allem die Menschenrechte, bestimmte Rechte des einzelnen und der Familie. Sie sind ursprünglich und unveräußerlich. Sie sind da vor jeder irdischen Gewalt, auch vor der Staatsmacht. Der Staat ist berufen, sie anzuerkennen und zu schützen. Sie können auch nie dem Gemeinwohl geopfert werden, weil sie gerade wesentlicher Bestandteil desselben sind. Das ist katholische Weltanschauung!

Der Materialismus heutiger Prägung mündet nach seinem eigenen Geständnis aus in Kampf, der Glaube in die Liebe. „Gott ist die Liebe“ (1 Joh. 4, 16), und auch für den Menschen ist das Höchste die Liebe (1 Kor. 13, 13). Der dies sagt, nimmt die Liebe Gottes und des Nächsten als eines: wo wahre Gottesliebe, da ist auch Nächstenliebe; wo echte Nächstenliebe, da auch Gottesliebe.

Der Glaube ist darum auch die Rettung des sozialen Lebens. Das Gemeinschafts- und Gesellschaftsleben sackt im Materialismus zwangsläufig ab zum machtmäßig beherrschten Kollektiv. Wahres soziales Leben kann nur gedeihen auf dem Boden der Achtung und Ehrfurcht vor dem Menschen als Persönlichkeit. Diese Achtung und Ehrfurcht sind aber nur möglich, wo der Glaube an Gott, Seele und Unsterblichkeit herrscht.

Der Materialismus kennt nur die todgeweihte Zeit. Der Glaube verbürgt uns Auferstehung und Ewigkeit.

Der Materialismus ist endlich seelische Heimatlosigkeit. Millionen von euch haben die Bitternis des Verlustes der irdischen Heimat durchkosten müssen, jenes Fleckens auf der Erde, wo das elterliche Haus stand, wo die Väter und Vorväter als freie Menschen zufrieden lebten. Der Materialismus macht aus der Heimatlosigkeit wieder einen Grundsatz und fügt zur irdischen die seelische. Ihm ist der Mensch ja nur ein Quentchen Materie. Die Materie kann man aber umsetzen und vertauschen, wie und wo man will. Wie viele von Euch haben die Praxis dieses Grundsatzes erschütternd an sich erfahren müssen!

Der Glaube ist Heimat. Im Glauben und als Kinder der Kirche seid ihr euch selbst nicht fremd und auch den anderen nicht. Sie sind eure Brüder und Schwestern, alle einig in den gleichen innersten und höchsten Überzeugungen, in gegenseitiger Achtung und Liebe, um Gottes und Jesu Christi willen, der in der hl. Eucharistie sein Zelt unter euch aufgeschlagen hat. Wo ihr die Kirche findet, da findet ihr ein Stück Heimat. Und selbst wo der Kirche der Zugang versperrt sein sollte, bleibt euch immer noch im persönlichen Glauben seelische Heimat, auch in der Fremde und Verbannung, jedem für sich allein wie im Umgang mit Schicksalsgenossen, die seinen Glauben teilen oder wenigstens vom Dasein des persönlichen Gottes und von der eigenen Unsterblichkeit überzeugt sind. Denn im

Glauben schwingt immer lebendig mit, daß unsere eigentliche Heimat der Himmel ist und daß wir schon jetzt dort Bürgerrechte genießen (vgl. Phil. 3, 20). Das aber ist die Erfüllung aller Sehnsucht nach Heimat, Frieden und Liebe.

Das ist es, was Wir euch zu eurem 75. Katholikentag zu sagen wünschten.

Ihr habt auf seinem Programm eine Gebetsstunde angesetzt, die von allen Glaubensgenossen eures Vaterlandes mitbegangen werden soll. Wir können nur hoffen, daß dieser den weittragenden Verantwortungen der gegenwärtigen Stunde so sehr entsprechende Plan richtunggebend für die Zukunft werde. Seid ein Volk von Betern, die Priester an der Spitze, dann braucht ihr nicht zu bangen um die kommenden Dinge, so verschleiert sie augenblicklich vor euch liegen mögen. Beschwört und bestürmt den allmächtigen und barmherzigen Gott, daß Er in unendlicher Weisheit, Huld und Güte Seine Vorsehung und Gnade über die ganze Welt hin walten lasse.

Geht sodann jeden Tag mit neuem gutem Willen an die hehre Aufgabe heran, eurem Glauben entsprechend zu leben. Seid eines Sinnes, und zwar jenes, den der Heilige Geist in euch anregt durch die Leitung derer, die Er bestimmt hat, unter der Führung des Nachfolgers Petri die Kirche Gottes zu regieren (vgl. Apg. 20, 28). Lebt so, daß euer Wort und euer Wandel der Ruf Gottes an das Gewissen und das Herz der Ihm Fernstehenden sein könne. Dies ist das herrlichste Apostolat, zu dem ihr berufen seid.

Daß Gott eurem Wollen und Beginnen das Vollbringen gebe, als Unterpand dessen erteilen Wir euch allen: euren Oberhirten Unseren ehrwürdigen Brüdern, den Priestern, dem gläubigen Volk, euch der mütterlichen Liebe und der Gnaden auslösenden Fürbitte der reinsten Jungfrau und Gottesmutter Maria mit Inbrunst empfehlend, aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

Das Grußwort der evangelischen Brüder

Danach überbrachte Präses D. Kreyssig die Grüße der evangelischen Christen:

„Der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Dr. von Thadden-Trieglaff, hat mich beauftragt, dem 75. Deutschen Katholikentag die Grüße der evangelischen Christenheit zu überbringen, die sich in der nächsten Woche in Stuttgart zu ihrer vierten großen Jahrestagung versammeln wird.

Der Herr, der heute in Berlin an einem Brennpunkt welt-politischer Entscheidungen sein Volk versammelt, es ist derselbe majestätische und barmherzige Herr, der es vor einem Jahr hier zum Deutschen Evangelischen Kirchentag entboten hat. An die Stelle, wo im Herzen Deutschlands und Europas eine letzte Gefährdung der abtrünnigen Welt zeichenhaft deutlich wird, ruft Gott seine Kinder. Unter Wort und Sakrament, im einmütigen Lobpreis des Dreieinigen Gottes, ereignet sich mitten in der Massenhaftigkeit der modernen Welt Kirche, der Leib Christi. Und das Haupt des Leibes ist der Herr der Welt, Er, der da war, der da ist und der da kommt, der Lebendige. So ist im Namen Dessen, der für uns alle gelitten hat, auch unter uns nicht umsonst gelitten worden. Es ist der Vater, der uns mitten im Gericht über unseren Abfall Seine Gnade darreicht, Sein Wort uns wohlgeraten läßt. Es ist der Vater, der uns zwischen zwei tödlich verfeindeten

Welthälften an seiner Hand über dem Abgrund hält, auf daß wir vollends lernen sollen, Ihm allein zu trauen und von Ihm alles zu erwarten, Er, Er selbst spricht uns in Seiner Kirche das Leben zu.

„Das lebendige Zeugnis einer verantwortlichen Kirche“, so lautete vor drei Wochen die Botschaft des Lutherischen Weltbundes in Hannover. „Wählt das Leben“, so will nächste Woche der Stuttgarter Kirchentag aller Welt zurufen. Ist dieser Ruf „Wählt das Leben“ nicht wie der Klang der Epistel in unseren gemeinsamen sonntäglichen Schrifttexten, euer Generalthema aber wie der Kontrapunkt des Evangeliums dazu, der fortklingt, wie der tiefe Ton im Geläut: Gott lebt!?

Ja, es ist die Gnade, das Erbarmen des richtenden, heiligen Gottes, daß wir im Eintreten für die uns anvertraute Wahrheit, von der uns niemand entbindet, des einen Herrn wieder ansichtig und innegeworden sind, der hinter aller gebrochenen und geteilten Wahrheit selbst und allein die Wahrheit und der Weg und das Leben ist. Es ist Sein Erbarmen, daß Er uns, ohne daß wir von der anvertrauten Wahrheit etwas preisgeben brauchten, wieder aufeinander hören macht, daß Er uns in Seinem Wort auf Ihn und damit auch aufeinander zuwachsen läßt, die ganze Wahrheit zu ergreifen. Es ist Seine un-nennbare Liebe, daß er die brüderliche Liebe, vielleicht unter Schmerzen, wachsen läßt unter uns, so daß uns die Augen geöffnet werden für die verpflichtende Wirklichkeit der gemeinsamen Herkunft und des gemeinsamen Zieles. Sein Werk ist es, daß allgemach an die Stelle von Neid und Mißtrauen ein Wetteifer tritt zur Ehre des gemeinsamen Herrn, Einstehen füreinander und eine brüderliche Freude an dem, was dem anderen geschenkt ist.

Aus dem Leiden um Christi willen, meine Brüder, ist das geboren, und unter dem Kreuz wird es sich vollenden. Denn das Kreuz, mit welchem Gott sich durchsetzt, leidend, sein Liebstes opfernd, durchsetzt in einer abtrünnigen Welt, das Kreuz, mit welchem Gott unsere frömmsten Wünsche und Vorstellungen bricht und verwandelt, dieses Kreuz, Wahrzeichen tiefster Niederlage und Erniedrigung, ist das Siegeszeichen unseres Herrn. So ist es wie ein Siegel darüber, daß Er Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leides, wenn zur Schlußfeier des 75. Katholikentages im Olympia-Stadion zu Berlin dasselbe Kreuz über Euch stehen wird, wie es über dem Dritten Evangelischen Kirchentag gestanden hat, wirklich mit Holz und Eisen dasselbe Kreuz. Und Euer Bischof ist es gewesen, dem dieser Gedanke gegeben wurde. Ich weiß es: Mit uns freuen sich die Engel im Himmel darüber. Wissen Sie aber auch, meine Freunde, was Millionen evangelischer Christen, die mit den Losungen der Brüdergemeinde leben, heute zur Eröffnung des 75. Katholikentages, wo wir einander in Christi Namen grüßen, von Gott als Tageslosung zugereicht bekommen, vor Jahren aus Hunderten von Schriftstellen für diesen Tag durch das Los bestimmt?: Donnerstag, den 21. 8., 1 Mos. Kap. 13, Vers 8, das Wort des Berliner Kirchentages von 1951, „Abraham sprach zu Lot: Laß doch nicht Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten. Wir sind doch Brüder.“

Wir schauen mit Dank zu Gott und brüderlicher Liebe auf das, was euch geschenkt und nun in dieser Gottesstunde in Berlin zu bezeugen aufgetragen ist. Wir danken Gott, daß nun durch euch Sein Wort, das hohe Testament Seines Sieges und Seiner heimlichen Königsherrschaft,

hier laut werden wird. Möget Ihr so reich und nachhaltig gesegnet sein, wie es dem Allliebenden gefallen hat, uns vor Jahresfrist über Bitten und Verstehen zu segnen. Das walte Er in Gnaden!“

„Ich bin der Herr, Dein Gott“

Den Höhepunkt der Eröffnungsfeier bildete die große Rede P. Mario von Gallis SJ, Zürich; sie war in ihrer großartigen, sehr freien und bewegten Rhetorik auch eine der rednerischen Höhepunkte des Katholikentages. Unser Text kann nicht mehr, als das gedankliche Gerüst wiedergeben.

P. v. Galli betonte zunächst, er sei an sich kein Freund von Katholikentagen, weil in ihnen die Gefahren der Masse lauerten und — wenn nicht ein konkretes Wort zur Stunde gesprochen werde — der Leerlauf drohe, aber dieser Katholikentag in Berlin, durch die konkrete Situation bedingt, sei eine Notwendigkeit. „So wollen wir hier also dieses notwendige Bekenntnis ablegen, im Vertrauen auf Ihn, der sich selbst durch unser Bekenntnis hier und heute bezeugen will.“

Wer etwas bezeugt, muß wissen, was er bezeugt. Es geht uns als Christen nicht in erster Linie um den Gott der Philosophen, der nur zu leicht ein „schieler“ Gott wäre, sondern um den Gott der Offenbarung. Deshalb haben die Katholikentagsreden Worte der Heiligen Schrift zum Thema. Unser Bekenntnis hier gilt unserem Herrn — und unserem Gott.

1. Gott der Herr

Menschenbegriffe sind immer unzureichend, eine göttliche Wirklichkeit auszudrücken. Das Wort „Herr“ erweckt heute bei vielen die Vorstellung eines Despoten, eines willkürlichen Machtgebrauches, einer selbstsüchtigen Freude am Herrschen.

Gott als Herr ist nach der Heiligen Schrift nicht so. Er besitzt zwar alle Macht. Himmel und Erde hat er gemacht und erhält sie in jedem Augenblick ihres Daseins. In dem Augenblick, da er nicht mehr der Herr der Welt sein wollte, würde alles Sichtbare um uns und wir selbst in das Nichts versinken. Die Macht besitzen und das Recht zur Macht — diese zwei Wesenszüge, die beim Menschen oft tragisch auseinanderfallen, sind bei Gott eins. Er ist der Herr, und er muß der Herr sein.

Im Verhältnis Gottes zum Menschen findet aber sogar eine Art Herrschaftsteilung statt. Ein Psalmvers sagt: Der Himmel gehört dem Herrn — die Erde aber hat er den Menschenkindern gegeben. Im Himmel, in der Eschatologie, am „Ende der Zeiten“, in der Vollendung wird Gott sein Alles in Allem. Hier in der vergänglichen Zeit jedoch hat uns Gott die Welt überlassen, damit wir sie gestalten und uns in ihr verwirklichen. Er ist gleich einem Vater, der seinem Sohn ein Spielzeug gibt. Das Spiel ist ernst, es ist ein Spiel der Prüfung, in dem sich der Mensch bewähren muß, in dem er Herr und Diener zugleich sein soll: Herr gegenüber der Welt, Diener vor Gott, dienender Herrscher und herrschender Diener. Die Regeln des Spieles sind eingezeichnet in die Natur der Dinge und in die Natur des Menschen („das Gesetz geschrieben in eure Herzen“). Wer sich gegen diese Regeln verfehlt, der wird nicht nur das Spiel stören, er wird sich selbst zerstören. Wer diese Regeln befolgt, wird sich selbst und die Welt verwirklichen. Das gilt vom einzelnen und von der Ge-

meinschaft der Menschen, von einem Punkt der Geschichte und von ihrem ganzen Verlauf.

Die Erde gab er den Menschenkindern. In dieses Spiel greift Gott nicht ein: selbst dann nicht, wenn wir Menschen die Regeln des Spieles verletzen und uns zu alleinigen Herrschern aufwerfen wollen. Unsere Mißachtung der Spielregeln, d. h. unser widernatürliches Gebaren in Familie, Wirtschaft, Staat, in unserem vergewaltigenden Gebrauch der Technik, wird vielleicht zu immanenten Katastrophen führen, die wir — indirekt — Strafgerichte Gottes nennen können. Sie bedeuten aber nicht ein besonderes Eingreifen Gottes. Sie bedeuten: Gott läßt dem Menschen die Erde; soweit er sie überhaupt lassen kann. Er bleibt sich treu; Er hat die Welt dem Menschen gegeben — auch bei allem Mißbrauch wird er sie ihm nicht wieder nehmen; bis zu jenem Zeitpunkt, da das Spiel zu Ende ist. Das ist jener Zeitpunkt, von dem Jesus gesagt: Niemand kennt den Tag und die Stunde. Dann wird er austeilen Lohn und Strafe, dann wird der Himmel beginnen, der allein Gott gehört. Eine unglaubliche Großzügigkeit Gottes liegt in diesem Handeln. Eine Herrlichkeit des Herrn, die wir nicht ertragen können.

Die Erde gab er den Menschenkindern: der Mensch, der die Gesetze, die Gott in die Natur und in das Menschenherz geschrieben, nicht hält, zerstört die Welt und sich selbst. Ein indirekter Fluch Gottes trifft ihn nach immanentem Gesetz bereits in dieser Welt. Es gibt neben dieser Auflehnung gegen Gott, den Herrn, aber noch eine zweite, weit gefährlichere: sie bestände darin, daß sich der Mensch zwar genau an die Spielregeln hielte und so der immanenten Strafe der Geschichte entrinnen würde — Gott aber die Ehrung als Herrn verweigern würde. Dieser Mensch würde sagen: ich setze mich an Gottes Platz: aus meiner Natur, die ich konkret analysiere, und aus der Analyse des Weltalls um mich erfasse ich die Regel des Spieles. Ich leugne aber, daß hinter diesem Spiel noch etwas zu erwarten ist. Dieser Mensch würde bis zu einem gewissen Punkt glücklich sein — er vermöchte Frieden und Fortschritt zu sichern, er wiche in keinem Punkt von dem ab, was wir die Forderungen des Naturrechtes nennen, ausgenommen die Gottesverehrung. Die Lüge säße verborgen hinter vielen Wahrheiten, dort, wo es nicht mehr um Wahrheiten, sondern um die Wahrheit geht. Dieser Mensch kann erst entlarvt werden durch das Ende des Spieles, durch den „jüngsten“ Tag, und deshalb ist erst dieser Mensch — von dem wir heute noch weit entfernt scheinen — der Antichrist!

Die Erde gab er den Menschenkindern: ein großer Trost liegt darin, wenn wir dieses Leben auf Erden nicht als das Letzte, sondern „nur“ als ein Spiel nehmen im Glauben. Es ist ein ernstes Spiel, wie jedes echte Spiel ernst ist. Aber das anscheinende Verlieren in diesem Spiel — wenn mich durch Krankheit oder Unglück ein frühzeitiger Tod erreicht, oder ich durch die andern und ihre Spielverletzung nicht zum Zuge komme — verliert so seinen letzten Ernst. Ich sinke sterbend in die mütterlichen Arme Gottes des Herrn.

Gott ist ein erdrückend großzügiger Herr — er ist zugleich ein unsagbar gütiger Herr.

Damit ist jedoch noch nicht erschöpft, was uns Gott sagt über sein Herrsein. Er begnügte sich nicht, am Anfang und Ende der Menschengeschichte zu stehen und alles in jedem Augenblick in seiner Hand zu halten. Er wollte viel

inniger der Herr des Menschen sein. Darum entschloß er sich, an unserem Spiel mitzuspielen als ein Spielgefährte.

Wenn das Alte Testament redet vom „lebendigen“ Gott, dann meint es nicht so sehr den Gott, der die Erde umgreift und trägt, als vielmehr den Gott, der stets durch außerordentliche Taten von neuem in die Welt eingreift.

Er führt das Volk aus Ägypten heraus durch das Rote Meer, er gibt Wasser aus dem Felsen, er spendet Manna vom Himmel, er befiehlt, die eiserne Schlange aufzustellen, er sendet Feuer vom Himmel, das Opfer zu verzehren. Das ist der „lebendige“ Gott.

Aber alles dieses Wirken von außen nach innen, wie es das Alte Testament uns schildert, hat nur den vorbereitenden Sinn für Gottes Eintreten in diese Welt. Es bedeutet nur die Ankündigung des großen Ereignisses, daß der Ewige in die Zeit kommt, der Allmächtige in die Ohnmacht der Kinder als einer von ihnen, um jetzt von innen nach außen die Welt umzugestalten: langsam wachsend in der Zeit, um die Zeit zur Ewigkeit zu wandeln, das Endliche mit Unendlichkeit zu füllen, aus den Knechten Freunde zu machen. So steigt Gott als Mitspielender in diese Welt, wird ein Stück Welt — nicht irgendein Stück, sondern die Mitte der Welt, das Herz der Welt.

Dieses sein Wirken als Mitspieler der Menschen geschieht nun nicht mehr von außen herein; es erfolgt nach dem Gesetz der Entfaltung. Er nennt es selber ein Samenkorn, das in die Erde fällt und nun langsam die Erde an sich zieht, seinem Lebensgesetz einverleibt, wächst und wächst zum Baum, „in dessen Zweigen die Vögel nisten“. (Die Wunder, die auch hier geschehen mögen, sind ganz anderer Art als jene des Alten Bundes. Jene hatten einen äußerlichen Charakter, diese sind Ausdruck eines innewohnenden Lebens, Vorwegnahme einer schon werdenden Umgestaltung.)

Wenn diese Darlegung stimmt, dann folgt daraus, daß sich heute das Reich Gottes ausbreitet nach Gottes Willen eben durch dieses Wachsen Christi in den Menschen von innen nach außen. Träger der Ausbreitung des göttlichen Lebens ist einerseits das „Wunder“ der Kirche, andererseits das Zeugnis des „gewachsenen“ Christen. Das Wort Gottes ist Fleisch — ein Stück der Welt — geworden. Es wächst durch das Wort des gewachsenen Christen. Dabei dürfen wir das „Wort“ nicht eng einschränken auf das gesprochene Wort. „Wort“ ist alles menschliche Handeln zum andern, soweit dieses äußere Handeln Zeugnis einer geistigen Wirklichkeit ist! Das heißt: Gottes Reich breitet sich aus durch das Zeugnis lebendiger Christen, gewachsener Christen. Daraus folgt: Wo immer die Kirche Christi Verkümmerserscheinungen zeigt, fehlt es an gewachsenen Christen. Wo immer gewachsene Christen vorhanden sind, wächst auch das Reich Christi.

Auf dieses eine müßte daher unsere gesamte Seelsorge abgestellt sein: auf die gewachsenen Christen, d. h. auf Christen, deren Leben ein unbedingtes Zeugnis für den lebendigen, den menschengewordenen Gott ist. Sicher gibt es dieses Zeugnis auch heute, ein Zeugnis ohne Lärm, in aller Schlichtheit, auf allen Lebensgebieten, in Diasporagegenden und in altkatholischen Ländern. Man redet viel davon, daß die geschlossen katholischen Gegenden heute mehr und mehr überflutet werden von der „modernen“ Welt. Wo es „gewachsene“ Christen gibt, haben wir diese Überflutung nicht zu fürchten; nur dort, wo das Christentum nur noch äußere Erfüllung ohne inneres Leben ist, ist diese Überflutung gefährlich.

In dieser Hinsicht könnten freilich manche Anzeichen bedenklich stimmen. Wirkliches Leben findet immer die Möglichkeit zur Entfaltung. In jedem Leben wohnt eine unbegrenzte Potenzialität. Aber wir haben heute neben Zeichen des Lebens doch auch Zeichen der Erstarrung.

Zeichen schlichten christlichen Lebens: Zwei Frauen kochen an einem Herd. Sie sind entgegengesetzten oder nur allzu gleichwertigen Charakters. Jedermann sagt: sie können sich nicht vertragen an einem Herd. Sie vertragen sich tatsächlich doch — mühsam vielleicht — aber es geht. Fragt man sie warum, werden sie sagen: wir sind eben Christen. Ein christliches Zeugnis. Ein Kaufmann erstattet einen geschäftlichen Gewinn, den er mühelos und straflos selbst einnehmen könnte, dem Partner, dem er nach seinem Gewissen zukommt. Er handelt so, weil er ein Christ ist. Die anderen Mitwisser staunen — der Same des Christentums fällt auf neuen Boden. Ein Volk hat eine Welt in Krieg gestürzt durch verbrecherisches Handeln seiner Führung. Es verliert den Krieg. Der siegreiche Gegner bietet die Hand zum Wiederaufstieg, nicht weil er selbst dieses Volk wirtschaftlich braucht, vielleicht mit großen eigenen Opfern — einfach weil er ein Christ ist. Ich sage nicht, daß es dieses Volk heute gibt — ich sage nur: wenn es das gäbe, wäre das ein Zeugnis gewachsenen Christentums, und es wäre der Same für das Weiterwachsen des Reiches Gottes. So herrscht Gott von innen nach außen, und auf dem Weg solcher Zeugnisse will er die Welt gewinnen!

Zeichen der Erstarrung: Bezeugen wir Christen nicht oft eine erstaunliche Phantasielosigkeit? Ich denke z. B. an die evangelischen Räte. Die Armut ist ein solcher Rat. Es gab eine Zeit, da lebte der „Arme“ vom Bettel. Es war richtig, daß auch der, welcher Christus nachfolgen wollte, auf dem Weg vollkommener Hingabe vom Bettel lebte. Heute ist ein solches Leben praktisch unmöglich. Wir Bettelorden betteln zwar alle noch — aber keiner lebt mehr allein vom Bettel. In der modernen Gesellschaft ist das unmöglich geworden. Der Arme von heute ist der Proletarier, d. h. der Mensch, der ohne Hinterlage vom täglichen Verdienst lebt, den er jeweils verbraucht. Wo ist der evangelische Arme, der frei aus Nachfolge Christi ein solcher Armer würde? Das wäre ein christliches Zeugnis heute.

Oder ich denke an die Gemeinschaft christlicher Gemeinden. Wenn eine Stadt zehn Glocken auf einen Tag in den Turm ihrer Kirche hängen kann, ist das schön. Glocken sind eine Predigt, sie sind ein Zeugnis der Gottesverehrung. Wenn aber in dem gleichen Land — in der Nachbardiözese — das Geld nicht reicht, um auch nur den dringendsten leiblichen und seelischen Nöten der Gemeinden abzuhelfen, dann wäre das leuchtendere christliche Zeugnis doch eine Gabe dort hinüber. „Seht, wie sie einander lieben“, das ist die Glockenblume des Christentums.

Oder ich denke an Diözesen, deren Priester leiblich und seelisch aus Überlastung zusammenbrechen, und an andere, deren Priester zwar arbeiten, aber noch lange nicht sich überarbeiten. Es ist natürlich, daß hier kein Ausgleich geschaffen wird. Viele wohlbegründete Hindernisse stehen dem entgegen. Würde man aber trotzdem einen Ausgleich zustande bringen, dann wäre das ein christliches Zeugnis, das über den Zaun gesehen würde und Leben weckte.

Oder ich denke an den reichen, aber nicht groß begabten

Jüngling, der zwar mit Ehren studieren könnte — aber aus christlicher Bescheidenheit und Liebe zur Nachfolge Christi sein Geld einem Armen mit großer Begabung gibt, damit er studiere, und der selber ein einfacher, ungebildeter Mann bleibt. Es gibt keine Pflicht, so zu handeln. Wo aber so gehandelt wird, dort ist christliches Zeugnis. Wo viele so, der Welt unverständlich, handeln, dort wächst das „Reich Gottes“.

Galt dieses Gesetz schon immer, weil es der Weg ist, auf dem Gott sein Reich von innen nach außen seit seiner Menschwerdung ausbreiten will, so gilt dies doch in besonders aktueller Weise von unserer Zeit: Dem heutigen Mensch ist so gut wie alles fraglich geworden. Laß die Sonne sich drehen, er wird eine „Erklärung“ wissen. Beweise ihm die Wahrheit des Christentums, er wird weniger auf die Richtigkeit deiner Predigt und deines Beweises schauen, als vielmehr sich fragen: „Glaubt der Mann, was er sagt?“. Findet er das Zeugnis echt, ist er geneigt, seine Wahrheit anzunehmen. Wollen wir Gottes Herrschaft heute ausbreiten, so brauchen wir in erster Linie „echte“, „gewachsene“ Zeugen der Menschwerdung Christi.

II. Dein Gott

Neben dem Herrn steht nicht zufällig, nicht als Pleonasmus: Dein Gott. Für die Juden bedeutete dieses Wort ein geradezu ungeheuerliches Ereignis: den Bund mit Gott. Auch dieses Wort vom Bund wird im Neuen Testament erhöht und entwickelt. Es wird also die Menschheit dem Sohn Gottes vermählt. Der Bund wird besiegelt mit dem Blut im Kelche des Neuen Bundes. In der Theologie des hl. Paulus ist das Bild von der Kirche als Braut Christi nicht weniger wichtig als das Bild vom mystischen Leib.

Wir wollen hier nur das eine aus dieser Selbstoffenbarung Gottes hervorheben: Wenn Gott mit dem Menschen einen Bund schließt, so liegt darin eine uns kaum faßbare Ehrung der Person des Menschen. Wirklich: er spielt „mit“ in unserem Spiel. Er zwingt nicht von außen, er nötigt nicht von innen. Er bietet an. Gewiß, er „zieht“ den Menschen, aber nie übersteigt er die Mauer unseres „Ja“ zum Bund. Das Mitspielen Gottes nimmt nichts zurück von dem, was wir eingangs sagten. Seine Machtentfaltung ist die Gewalt der hingebenden Liebe, nicht des Zwanges. Das ist die Wahrheit des Kreuzes: „Eine größere Liebe hat niemand“. Es ist der Ausdruck höchster Wertschätzung der Person. Der Mensch ist Gottes Partner.

Für unser Zeugnis scheint das von größter Bedeutung. Christentum breitet sich nach Christi Willen niemals aus auf den Pfaden der Gewalt, seine einzige Spielregel ist die Hingabe als Anfrage an die Freiheit des Partners. Auf dieses freie Ja kommt alles an.

Wenn dem so ist, dann ergibt sich daraus, daß alle äußere Organisation und alle Bindung an Formen der Kultur so weit christlich zu rechtfertigen sind, als sie notwendig und dienlich sind, dieses freie Ja zum sich hingebenden Herrn zu fördern; so weit schädlich oder bedeutungslos aber, als sie dieses Ja hindern. Seien wir darum nicht allzu traurig, wenn uns Christen Kulturformen zerschlagen werden. Es kann drei Gründe geben, aus denen es in konkreter Situation sogar gut ist, wenn uns solche äußere Formen zerschlagen werden. Erstens: unseres eigenen Ja wegen. Das ist dann der Fall, wenn wir uns an solche Formen so sehr gehängt haben, daß sie — nicht grundsätzlich, aber tatsächlich — unser Ja zu Gott überwuchern. Das wäre Unreligion im Namen der Religion. Zweitens: wegen des

Ja der anderen, der Nichtchristen. Es gibt Stunden der Geschichte, die reifer sind als andere zur Ausbreitung des Christentums. In solchen Stunden kann es sein, daß vom Christentum ein „nacktes“ und unbezweifelbares Ja zum Kreuz Christi gefordert wird, selbst wenn die Formen der Kultur, in denen es steht, von den Christen nicht überbewertet werden. Es sind die andern, denen diese Formen das Zeugnis verdecken. Und drittens kann es sein, daß die Formen, in denen das Christentum sich ausdrückt, zwar einmal echte Formen waren, aber doch — mit dem Wandel der Zeit — zu unechten Formen werden. Das mag ein Wandel zum Besseren oder auch zum Schlechteren sein. Die nicht mehr echte Form verfälscht in beiden Fällen die Echtheit des Zeugnisses. Ich glaube, daß heute, da wir in einem solchen Zeitwandel zu stehen scheinen, alle drei der genannten Gründe eine gewisse Rolle spielen. Trauern wir nicht allzu sehr, wenn Altbewährtes abfällt, das sich nicht mehr bewährt. Das freie Ja des Menschen zum hingebenden Gott, der in unserem Spiel mitspielt, wird dadurch nur um so deutlicher sichtbar werden.

Man hat uns die Entwicklung der letzten Jahrhunderte oft geschildert als den Weg des Menschen, der sich von der Autoritätsgebundenheit des Mittelalters auf allen Gebieten auf die eigene Persönlichkeit umstellte; ein Weg, auf dem zunächst riesige Fortschritte stattfanden, allmählich aber alle Gemeinschaftsformen, alle echten Ich-Du-Beziehungen verfielen. So spaltete sich dies Christentum, zerfiel das christliche Abendland, zerfiel die menschliche Gesellschaft, jede organische Ordnung im Staat, zerfiel die Familie — und schließlich zerfiel die Person des Menschen selbst, die erst im Bund mit einem Du wirklich sie selber wird. Sie zerfiel in eine Diskontinuität des Lebens, die jede Einheit vermissen läßt. Ein Vöglein heute streicheln, morgen Menschen morden; Mozart hören und lieben und die Peitsche schwingen über entwürdigte Sklaven — ohne Gewissensbisse, als hätte ein anderer gehandelt — einzig dem Augenblick verfallen — fast wie ein Tier. Das ist das nihilistische Ende unserer modernen Entwicklung. So schildert man uns pessimistisch die Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Es ist viel Richtiges an dieser Betrachtung. Was aber soll geschehen, um sich diesem Nichts zu entwinden? Der Mensch steht im Begriff, sich der Welt zu bemächtigen — und bemerkt in diesem Augenblick, daß er sich selbst verloren hat.

Sollen wir die Welt wieder aufgeben und ins Mittelalter zurückkehren? Unmöglich. Sollen wir, uns verlierend im Werk der Weltorganisation, in diesem Werk des Menschengeistes versuchen, uns wieder zu finden? Vergebliches Bemühen! Nie wird das Werk uns die verlorene Person, die nur von einem Du erschlossen werden kann, wiedergeben. Was also?

Ich sehe oft die moderne Entwicklung unter ein Bild gestellt, das wie ein Symbol über ihrem Anbeginn steht. Es ist das Abendmahl Leonardo da Vincis. Leonardo da Vinci war ein typischer Vertreter der neuen Zeit. Er war nicht nur Künstler, er war ein Forscher. Er plante ein Flugzeug, ein Unterseeboot und studierte viele technische Probleme. Sein Letztes Abendmahl, technisch vollkommen, schildert uns nicht den wichtigsten Augenblick der Passahfeier Christi vor seinem Tod. Es hält jenen Moment fest, da Christus sagt: „Einer von Euch wird mich verraten.“ Judas, die Hand um den Geldbeutel gekrampft, schleicht sich zur Seite wie ein Dieb. „Es war aber Nacht.“

Das war die Tragik der modernen Zeit, daß sie glaubte,

wenn sie sich der Erde zuwenden wolle, um sie zu erforschen, um sie zu beherrschen, sie dies nur werde tun können durch einen Verrat an Gott, durch ein Sich-auf-sich-selber-Stellen. Wie falsch war das doch. Gott ist kein heidnischer Gott, der dem Prometheus das Feuer neidet. Die Welt ist eine Aufgabe Gottes, eine Anfrage an ihn. Ein anderes Bild muß über die neue Zeit gesetzt werden, ein anderer Augenblick des Abendmahls. Christus der Herr hält in seiner Hand das Brot. Es ist der Ausdruck der Erde, ihre natürliche Frucht, es ist der Ausdruck der menschlichen Gestaltung der Welt, seiner Arbeit, seines Handelns, des ganzen Gefüges unserer Wirtschaft. Das alles ist dieses Brot nicht nur symbolisch, es steckt wirklich darin, denn nur so ist dieses Brot geworden. Christus hält es in seiner Hand und wandelt es in seinen Leib, der „dahingegeben“ wird: Gott spielt mit. Das ist des Christen Aufgabe in dieser Welt: sie zu beherrschen nach ihren Gesetzen und sich in der Kraft Christi, die Welt wandelnd, dahinzugeben für seine Brüder, damit Gott werde alles in allem.

Gott ist der Herr — unser Gott. Ist es nicht groß, ihm zu dienen?

Tag der Begegnung

Der Freitag stand im Zeichen der Begegnung. Er wurde durch eine Pontifikalmesse des Päpstlichen Beauftragten für die Vertriebenenseelsorge, Prälat Dr. Hartz, in der überfüllten Messehalle I eröffnet. Die Predigt hielt der Kapitelsvikar der Diözese Ermland, Prälat *Kather*. Sie wandte sich an die Heimatlosen aus dem Osten.

„Wo Gott lebt, da ist Heimat“, rief er den Vertriebenen zu. Den lebendigen Gott finden wir Vertriebenen im Zeichen des Kreuzes und des Kelches. Vor sieben Jahren hat Gott zu euch ein schweres ‚Ite, missa est‘ gesprochen. Eure Sendung ist es, dieser in die Irre gelaufenen, dem Geld und der Macht verklavten Welt zu zeigen, daß ein Mensch noch leben kann, ruhig und froh leben kann, wenn er alles verloren, aber die Liebe Gottes gefunden hat.“

Zur gleichen Stunde versammelten sich über 30 000 Jugendliche zur Pontifikalmesse in der Waldbühne, die der Erzbischof von München, Dr. Josef Wendel, zelebrierte.

Anschließend trafen sich etwa 30 katholische Berufs- und Standesgruppen, während die über ganz Deutschland verstreuten Heimatvertriebenen den Tag über auf dem Messengelände mit ihren Landsleuten aus der alten Heimat ein Wiedersehen feierten.

Starken Besuch hatte auch die Ausstellung „Glaube—Leben—Werk“ auf dem Messengelände. Sie sollte den lebendigen Gott anschaulich zu machen versuchen und Leben und Werk aus dem Glauben darstellen. Die Veranschaulichung Gottes durch Schaubilder naturwissenschaftlicher Art und die Porträts gläubiger Forscher und Denker mit Kernsätzen ihres Gottesbekenntnisses machte starken Eindruck auf das Volk. Viele junge Menschen schrieben diese Sätze in ihr Notizbuch. In diesem Raum war auch eine Buchausstellung, leider zu eng untergebracht. „Leben und Werk“ dagegen fanden eine dürftige Repräsentation. Es wurden hauptsächlich Paramente und Erzeugnisse kirchlicher Kunst gezeigt, von denen ein Teil, vor allem die Kirchenbautwürfe, wohl kaum ausstellungsreif war. Aus unerfindlichen Gründen war der Hauptraum der Ausstellung in Propagandabüros katholischer Lebensversicherungsgesellschaften verwandelt worden, deren geistliche Gründer in Großaufnahme von den Wänden leuchteten.

„Du sollst keine fremden Götter neben mir haben“

Am Abend strömten dann die jugendlichen Teilnehmer des Katholikentages aus den 28 Zeltlagern um Berlin in der Waldbühne zusammen, um vor ihren Oberhirten das Zeugnis für Christus abzulegen. Man hatte in kluger Voraussicht die Erwachsenen aufgefordert, diese Veranstaltung in der Waldbühne nicht zu besuchen, da vermutlich der Platz kaum für die zahlreichen Jugendlichen ausreichen würde. So versammelten sich zur gleichen Stunde die Erwachsenen in einer Feierstunde in den Messehallen, die, weil sie improvisiert war, nicht den Eindruck der Veranstaltung in der Waldbühne vermitteln konnte. Dort hatten sich anstatt der erwarteten 20 000 Jugendlichen ungefähr 35 000 junge Menschen versammelt, die dichtgedrängt das Halbrund der Sitzreihen sowie die gegenüberliegenden Steilhänge der Waldbühne füllten. In Anwesenheit des Apostolischen Nuntius, des Kardinals Frings sowie der Bischöfe von Paderborn, Trier, Würzburg und Berlin eröffnete der stellvertretende Präsident Franz Jensch die Feierstunde. Kardinal Frings sagte in einer kurzen Ansprache, Berlin sei zum „Treffpunkt der deutschen Stämme aus Ost und West geworden, zu einem Jerusalem, in das von allen Seiten die Menschen wallen, um Gottes Lob zu singen“.

Nach kurzen Begrüßungsworten von Erzbischof Muench und Bischof Weskamm sprach dann der Zweite Vorsitzende der Deutschen Katholischen Jugend und Vizepräsident des Katholikentages, Oscar Neisinger. Er entwickelte sein Thema „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben“ durch den Hinweis auf bekannte Bilder. So zeigte er den jugendlichen Zuhörern zu Beginn seiner Rede am Mosesbild Michelangelos Gottes Zorn über den Abfall seines Geschöpfes. Neisinger legte bei seiner Deutung des ersten Gebotes vor allem den Ton auf das „Du“, den Menschen. Er fragte immer wieder, ob nicht wir vor den Geschenken Gottes versagen, ob nicht wir nur mangelhafte Herolde der „gloria dei“ seien und dadurch manchen unserer suchenden Brüder den Weg zu Gott erschweren.

Neisinger zeigte dann, in welchem Ausmaß diese Welt von Götzen besessen ist. Er nannte die Macht von Geld, Arbeit und Staat, die Sensation von Film, Sport und Technik, den Genuß von Alkohol und Nikotin, den Sexus in Presse, Film und Mode, den Aberglauben der Horoskope und Amulette.

Neisinger lag bei dieser Aufzählung moderner Laster weniger am Laster als gleichsam unveränderlicher Gegebenheit in der Geschichte der Menschen als vielmehr an der erschreckenden Verherrlichung — er nannte es Anbetung — dieser Götzen durch die Gesellschaft von heute. Er stellte die jungen Christen vor die Frage, ob sie die Klarheit der Entscheidung in der Auseinandersetzung mit diesen Götzen hätten. Denn die Hinwendung zu den „fremden Göttern“ unserer Zeit vollziehe sich nicht im Anfall eines Augenblicks, sondern „in den kleinen Stufen des Mitmachens, der Gleichgültigkeit und des Kompromisses“.

Neisinger warnte dann vor Weltverachtung. Weltflucht bedeute schuldig werden an der Verführung von Millionen Menschen. Er wandte sich in diesem Zusammenhang besonders an die Jugendlichen der Ostzone, die heute kaum Möglichkeiten haben, im öffentlichen Leben zu wirken. „Das darf aber nicht dazu verführen, diesen Zustand als eine ideale Situation der Verinnerlichung und Be-

schaulichkeit zu preisen. Gewiß ist es gottgewollt, diese Ruhe zu nutzen als Pause der Besinnung und Erneuerung. Aber wir warten auf den Tag der vollen Freiheit auf allen Lebensgebieten im Osten.“

Neisinger verglich dann die Anstrengungen des modernen Menschen mit denen des Mittelalters. Während in der mittelalterlichen Welt alle Kräfte gesammelt wurden, um im überragenden Dom Gottes Ehre zu verkünden, üben heute die Menschen, auch Christen, an jedem noch so bescheidenen Kirchenneubau Kritik. Neisinger ging es darum, die Diskrepanz zwischen unseren Bemühungen zu verdeutlichen. Er prangerte die Reklamesucht unserer Zeit an, die keine Summen scheut, um Belanglosigkeiten zu etwas zu machen, was sie gar nicht sein können, während für wichtige, für Welt und Menschen heilsame Einrichtungen mit Mühe nur Pfennige zusammengebracht werden können. Er forderte alle Jugendlichen auf, sich immer des persönlichen Vorbildes bewußt zu sein.

Die Feierstunde wurde im Schein von ungezählten Kerzen mit einer Aufführung des Kreuzweges von Paul Claudel beschlossen.

Tag des Gebetes

Der Samstag wurde mit mehreren Pontifikalämtern in ost- und westberliner Kirchen sowie in den Messehallen eingeleitet. Auch eine feierliche Liturgie nach byzantinischem Ritus wurde zelebriert.

Ein Höhepunkt des Tages und vielleicht des Katholikentages überhaupt war die Gedenkfeier für die Märtyrer des Bistums Berlin in der Freilichtbühne in Rehberge, ganz in der Nähe des berüchtigten Gefängnisses Plötzensee. In diesem und anderen Kerkern wurden, wie das Martyrologium sagt, 15 Priester enthauptet, 400 andere zu Tode gequält. In seiner Gedenkrede gedachte der ehemalige Gefängnisseelsorger, Kanonikus Buchholz, aller derjenigen, die in jenen Jahren für ihren Glauben oder ihre Überzeugung sterben mußten. „Die märkische Erde ist geheiligt von so viel Märtyrerblut . . . Gott braucht Kämpfer um die letzten Entscheidungen.“ Aufgabe aller aufrechten und wahrhaften Katholiken sei es, den Kampf zu vollenden für den Sieg der Liebe über den Haß, „dann sind wir der Märtyrer wert“. Bischof Weskamm schlug vor, einmal in der Nähe von Plötzensee eine Kirche zu errichten und sie den „heiligen vierzig Märtyrern“ der ersten Christenzeit zu weihen.

Am Abend versammelten sich 70 000 Gläubige im Olympia-Stadion, um gemeinsam mit dem Heiligen Vater in Rom und allen katholischen Gemeinden Deutschlands Gott zu loben, ihm zu danken und ihn um die Einheit des deutschen Volkes in Frieden und Freiheit, für den Frieden und eine gerechte Ordnung unter allen Völkern der Erde und für die Überwindung des Hasses zwischen den Völkern sowie für die Befreiung von der Furcht zu bitten. Nach den einleitenden Worten von Prof. Dessauer sprach Frau Maria Schlüter-Hermkes über das Thema:

„Gott rettet den Menschen“

Sie ging aus von der Kleinheit des Menschen in der unermesslichen Weite der Welträume, in den Milliarden Jahren, die der Erde von der Wissenschaft zugesprochen werden, unter den Milliarden von Menschen, die heute auf dieser Erde leben. Jeder von diesen ist von Gott erkannt, geliebt und gerufen. Nur dadurch lebt der Mensch. „Der Mensch kann nicht Mensch sein ohne Gott.“ Was aus der Menschenwelt wird, wenn sie sich von Gott

abkehrt, beweist der heutige Zustand der Welt. Frau Schlüter-Hermkes zählte all die Bemühungen der modernen Menschheit auf, ohne Gott etwas zu bauen und zu schaffen. Die weiße Rasse hat mit ihrer Gottlosigkeit auch die übrige Menschheit angesteckt. Und so ist der Mensch in Todesgefahr, wenn ihn Gott nicht rettet. Der Christ sollte wissen, daß nichts wichtiger ist als Heiligkeit — aber haben wir Christen den anderen dieses Beispiel gegeben? Der Christ steht den andern gegenüber „nicht nur in der Rolle dessen, der die Wahrheit hat, sondern vor allem als Schuldiger, der die Wahrheit nicht getan hat“.

Heute ist, so sagte Frau Schlüter-Hermkes, die Stunde des Glaubens, und auch der Unglaube ist ein Glaube. Da ist es nun die Frage: „Wer hat den stärkeren Glauben? Diejenigen, die an eine Erlösung durch den Gottmenschen glauben, oder diejenigen, die an die Selbsterlösung glauben?“ Die Erfahrung der Nichtigkeit alles Menschlichen ist ein Schlüssel zum Glauben, und es mag oft vorkommen, „daß der scheinbar Gottlose durchstößt durch Angst, Verzweiflung, Wesenlosigkeit in das Geheimnis des Menschseins . . . daß er, erschüttert von der Kälte und Verlassenheit seines Nichts, nach Gott zu fragen wagt . . . Gott aber wendet denen Sein Angesicht zu, die Ihn suchen. Der Nihilist ist oft Gott näher als Millionen sogenannter Christen, die sich für gerecht halten . . . Gott glaubt an den Menschen. Gott rettet den Menschen. Gott wartet in jedem Augenblick unseres Daseins auf jeden einzelnen von uns. Gott liebt den Menschen. Jeden einzelnen Menschen, und das mit einer alles Maß überschreitenden Liebe. Jeden einzelnen in diesem riesigen Raum kennt er, in allen vergangenen Jahrhunderttausenden, in allen kommenden Zeiten kennt er jeden einzelnen, liebt er jeden einzelnen. Er liebt uns mehr und besser, als wir uns lieben können. Er hat uns geliebt, ehe wir Ihn liebten und lieben konnten. Gott *ist* die Liebe.

Auf den ersten Seiten des ältesten und ehrwürdigsten aller Bücher, in der Heiligen Schrift, steht ein geheimnisvolles Wort über die Beziehung Gottes zum Menschen. Er schuf ihn nach Seinem Bild. Wenn Gott den Menschen rettet, dann rettet er Sein eigenes Bild in ihm. So sehr liebt Gott den Träger dieses Bildes, daß er selbst Mensch wurde, um das Gottesbild im Menschen wiederherzustellen. So sehr hat er ihn über alle Kreaturen erhoben, daß er ein schlichtes Mädchen in einer Kleinstadt vor die größte aller Entscheidungen gestellt hat: ob Maria die Mutter seines Sohnes, Mutter Gottes werden wolle. Damit ist auf eine großartige Weise ausgesprochen, daß Gott den Menschen auf eine wahrhaft göttliche Weise rettet, aber auch, daß er ihn nur dann rettet, wenn dieses winzige, ohnmächtige Geschöpf sich retten lassen will.

Alle Religionen glauben an eine höhere Macht, die von den meisten Gott genannt wird. Nur eine Religion glaubt mit einem Wagemut, den nur die Wahrheit geben kann, an die Menschwerdung Gottes, das Christentum. So ist das Christentum die Offenbarung Gottes im Menschen und die Offenbarung des Menschen in Gott, die Offenbarung göttlicher und menschlicher Majestät. Im Gottmenschen ist der Mensch in die Trinität aufgenommen.

Gibt es überhaupt Gottlose? Ist der wirklich gottlos, der von Gott geliebt wird? Ist der gottlos, in dessen Antlitz der Vater die Züge seines Sohnes sieht? Ist der gottlos, für den der Gottmensch gestorben ist? Suchen nicht viele von denen, die wir Ungläubige nennen, den Weg, den wir ihnen nicht zeigen? Sind nicht viele von ihnen in ihrer

ehrlichen und uneigennütigen Bemühung, das Los des Arbeiters, des Familienvaters, der Familienmutter zu erleichtern und den Menschen Gutes zu tun, in ihrer Bemühung um Liebe und Gerechtigkeit Gott viel näher als die, die mit den Lippen sagen: Gott, Gott, und die die Brüder und Schwestern in den Baracken verkommen lassen? . . .

Wenn Gott so an den Menschen glaubt, daß er ihn aufnimmt in sein ewiges Leben, muß der Mensch da nicht auch an den Menschen glauben? Wenn Gott das geknickte Rohr nicht bricht, wenn er den glimmenden Docht nicht auslöscht, soll da der Mensch nicht vertrauen auf seinen Mitmenschen und Geduld mit ihm haben? . . . Die Liebe zum Bruder ist der Maßstab der Liebe zum Vater. Was auf jeden Fall überwunden werden muß, ist die Bindung an das eigene Ich . . .

Noch aber ist die Stunde des Heils. Noch aber steht das Kreuz über uns. Auch über Berlin, dem Brückenkopf der abendländischen Christenheit, steht unsichtbar, doch für das innere Auge unübersehbar, das Kreuz. Die göttliche Allmacht verbirgt sich in der Ohnmacht des Kreuzes. Also gibt es keine größere rettende Macht als das Leiden, als einsames, scheinbar gottverlassenes Leiden . . . Um weniger Gerechter willen wollte Gott Sodoma und Gomorra, die der Gottlosigkeit und der Unmenschlichkeit verfallenen Städte, retten. Um der Heiligen willen wird Gott den Menschen unseres Jahrhunderts retten.

So bitten wir deutschen Katholiken aus dem Westen um das Gebet unserer Schwestern und Brüder aus dem Osten, daß auch bei uns die Saat der Heiligen wachse und daß einmal alle in diesem Raum Versammelten aus Ost und West, aus Nord und Süd eingereiht werden in das unabsehbar große Heer der Heiligen. Der Glaube an den lebendigen Gott rettet den Menschen. Nur in Gottes Namen können gegründet werden, so, daß sie Bestand haben, das Eine Deutschland, das Eine Europa, die Eine Menschheit.“

Ein Berliner Werkmeister

Danach sprach der Berliner Werkmeister *Klemczak* über den Anspruch Gottes an den Menschen in jedem Augenblick der Geschichte. Dieser Gott der Ordnung sei für jeden sichtbar, der Augen habe, zu sehen. Wenn es in unserer Zeit so viele Zweifler und Gottesleugner gäbe, läge es daran, daß der Mensch aus dieser Ordnung Gottes herausgefallen sei. Die Folge davon sei Not, die überall umgeht. Auch der Christ leide unter dieser Not und sei häufig versucht, zu fragen: Wenn es einen Gott gibt, warum läßt er das alles zu? Wir wissen es nicht. Sicher ist nur, daß nicht Gott, sondern der Mensch im Gericht steht, und daß Gottes Ratschlüsse unerforschlich sind. *Klemczak* schloß mit einem ergreifenden persönlichen Bekenntnis:

„Aber eines weiß ich mit Sicherheit, und das ist mein Herzensbekenntnis, das ich hier in aller Öffentlichkeit vor Ihnen ablege: Gott lebt! In seinen guten Händen liegt unser Leben, unser Geschick. Wer sich vertrauensvoll von ihm führen läßt, geht einen guten Weg, auch wenn dieser Weg heute ein besonders harter Kreuzweg ist.

Es war am 3. Februar 1945. Da stand nach einem schrecklichen Bombenangriff ein Mann vor den Trümmern seines Hauses, und unter den Trümmern lagen seine Frau und vier seiner Kinder begraben. Es ist unmöglich, mit Worten zu beschreiben, was da in der Seele dieses Mannes vorging. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das beschreiben soll. Er war wie zermalmt und vernichtet. Aber in diesem Augenblick,

wo die Welt für ihn zusammenbrach und kein Mensch imstande gewesen wäre, ihm Trost zu geben, fand er, von der Gnade erleuchtet, den Weg zu Gott. Und Gott gab ihm die Kraft, die entscheidende, die schwerste Bitte des Vaterunsers zu sprechen: Vater, dein Wille geschehe. Und ich bezeuge vor dieser Versammlung und vor Gott, dem Allwissenden, daß von Stunde an der Frieden über ihn kam wie ein nie zuvor gekanntes Gefühl des Ruhens am Vaterherzen Gottes. Seit jenem Tage weiß ich, daß kein Mensch so sicher erfährt, daß Gott lebt, wie der, der in der Stunde seiner Heimsuchung zu Gott flüchtet. Dies ist die größte Erkenntnis und das stärkste Erlebnis meines Lebens, und ich danke meinem Gott, daß er mich davon Zeugnis vor Ihnen ablegen läßt als einer von vielen aus uns, die Ihm unter dem Kreuz lebendiger als in den sogenannten ‚guten‘ Tagen begegnet sind.“

Darauf folgte die Betstunde vor dem Allerheiligsten. Die Gebete sprach im Scheine der flackernden Kerzen der Kardinal von Köln im Wechsel mit der großen Gemeinde.

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof Muench, im Olympia-Stadion eine Pontifikalmesse, an der sich mehr als hunderttausend Gläubige beteiligten.

Die Predigt des Bischofs von Berlin

Die Predigt hielt Bischof *Weskamm*. Er stellte vor den hunderttausend Menschen im Olympiastadion die Frage: Lebt Gott noch? Der Bischof vollzog diese bange Frage mit allen denen, die heute zu viel zu tragen und zu wenig Glaubenskraft zur Meisterung der häufig so ausweglos scheinenden Situationen haben. Er stellte diese Frage vor allem für die, „denen Gott verblaßt, unwirklich geworden und aus der Mitte ihres Blickfeldes gekommen ist“. Diese Menschen sind seine Sorgenkinder, denn „Gott braucht von niemandem eine Verteidigung, so wenig wie die Sonne: sie scheint, Er lebt“.

„Aber daß unsere Augen nicht blind sind, ihn zu sehen, das ist wichtig; daß unser Herz nicht abgewendet und von anderem voll ist, um ihn zu finden; daß wir genug innere Tiefe und Wesentlichkeit haben, um ihn wirklich ernst zu nehmen, und daß wir gesund genug sind für den Glauben: auf alles dieses kommt es an.“

Was aber fehlt zwischen ihm und uns? Bischof *Weskamm* bezeichnete es als das größte Unglück, daß wir den Kindersinn verloren haben. Gott ist es so nicht möglich, für uns der Vater zu sein. Es geht in diesem Zusammenhang nicht um die tröstende Formel „Vater“. Es geht darum, ob ich als Mensch die Züge Gottes in meinem Gesichte erkenne; ob der Mensch weiß, daß zwischen ihm und Gott eine reale Beziehung von Vater und Sohn besteht. Ist sich der Mensch dessen bewußt, dann wird in ihm der Kindersinn wachsen. Vielleicht ist es die Aufgabe dieser Zeit, die uns immer wieder unsere Ohnmacht erfahren läßt, daß sie uns die Weichen so stellt, „damit unser Leben aus der erfahrenen Ohnmacht und Heimsuchung auf Gott zuläuft“. Diese Freiheit zur Hingabe an Gott kann der Mensch aber nur betätigen, wenn er Christus nahe ist, „denn Gott ist trotz aller Offenbarung für uns noch im Dunkel“. Christus in der Karfreitags-verlassenheit ist unser Lehrmeister, durch den wir die Liebe Gottes auch im Kreuze ahnen. So legt der Christ, der diesem Geheimnis nahesteht, alles in die Hände Gottes. Auch diese Zeit mit ihren Dunkelheiten und

Nöten. „Sonst trägt man es nicht.“ Es spricht sich so leicht aus: „Ich leg' in kindlichem Vertrauen es doch zurück in deine Hände.“ Und doch stehen wir dabei in der Angst vor dem Leben, wenn wir nicht wissen, daß hinter uns der Vatergott steht.

Bischof *Weskamm* legte dieses Wort vom Vatergott besonders den Vätern und Müttern ans Herz, die neben der Sorge um das tägliche Brot die noch größere Sorge um die Seelen ihrer Kinder tragen. Er empfahl dieses Wort den jungen Christen, die sich der Lebensangst erwehren müssen. Ihnen allein rief er zu: verlieret euer Vertrauen nicht.

„Morgen stehen wir wieder im Alltag, irgendwo. Hält dies Wort auch dann? Allzu viel ist ja hineingerissen in die grauenvollen Katastrophen. Die äußerlichen Verheerungen und die innermenschlichen Verwüstungen sind furchtbar. Man wundert sich nur, wie schnell viele die Harmlosigkeit wieder herbeizerren und nichts merken und wissen wollen. Und sie müßten doch merken, daß der Boden bebt und daß wir auf einem Vulkan leben, nicht nur hier. Und auf der anderen Seite sieht man mit Staunen und Freude, wieviel Lebenskraft doch noch im Menschen steckt. Er geht daran, die Trümmer wieder zurechtzuschichten und aufzubauen, vom Behelfsheim bis zum Staat und öffentlichen Leben. Aber eines ist uns in diesen Tagen wieder klar geworden: Gottes Ordnung muß bei uns leben! Das ist nicht etwas, wovon man hinter den geschlossenen Kirchentüren redet. Es steht und gilt auf dem Markt, und Gott ist der älteste Bürger jedes Staates und jeder Stadt und braucht keine Erlaubnis. Sein Gesetz, seine Ordnung, seine Grundsätze, sie müssen nicht nur theoretisch im Verstand oder stundenweise im Gotteshaus gelten, sondern sie müssen in der Tiefenschicht unseres Wesens, im Herzen göltig werden, dann werden sie in uns leben, auch in uns Christen. Dann „lebt Gott“.

Die Schlußfeier

Am Nachmittag kamen alle noch ein letztes Mal zur Schlußfeier im Stadion zusammen. Schon eine halbe Stunde vor Beginn mußten die eisernen Gitter des Stadions geschlossen werden, so daß mehr als zehntausend Besucher die Feier nur vom Vorplatz aus miterleben konnten. Nach der Begrüßung durch Frau Klausener ergriff Fürst zu *Löwenstein* das Wort.

„Wer mit Gott ist, ist immer in der Mehrheit“

Er faßte noch einmal kurz zusammen, was in diesen Tagen geschehen war: „In einer Zeit, in der so viel mit der Lüge gearbeitet wird, haben wir die Wahrheit unseres Gottesglaubens an die Spitze gestellt — nicht um Gott zu beweisen, sondern um Zeugnis für ihn abzulegen.“

15 000 junge Menschen, die den Leib des Herrn empfangen, all die Begegnungen von Mensch zu Mensch, das gemeinsame Beten der Hunderttausend im Stadion, ja in ganz Deutschland, die 10 000, die den Ausführungen Romano Guardinis folgten, um zu erkennen, daß auch die Wissenschaften „in immer wachsendem Maße Gott erkennen“, sie alle haben bezeugt, daß Gott lebt. Man hat auf dem Katholikentag von Freiheit und Sicherheit als den „zwei heute am meisten ersehnten Voraussetzungen für unser Wohlergehen auf Erden“ gesprochen. Freiheit kann nur bestehen, wo die gottgeschaffene Würde des Menschen anerkannt wird; „ohne Gott wird der Mensch zum Ungeheuer und der Staat zur Tyrannei“. Aber die Freiheit

hat auch Grenzen, und „gerade die Jugend . . . hat mit großem Ernst den Worten ihres Sprechers zugestimmt, als er von den Grenzen der Freiheit sprach, damit die Güter dieser Erde nicht zu Götzen werden, die den Menschen zerstören“. In den Westsektoren Berlins kann man beim Vergleich mit dem Ostsektor leider auch die Mißbräuche der Freiheit sehen als die Freiheit des Kapitals, in der Vergnügungsindustrie, in Schundmagazinen und -illustrierten, Alkohol und Rauschgift investiert zu werden. Fürst zu Löwenstein betonte: „Wenn westliche Zivilisation bedeutet, daß die Ausbeutung unserer armseligen menschlichen Schwächen zum Wesen der Demokratie gehört, dann werden ihre Ideale den Menschen anderer Breiten kaum so erstrebenswert erscheinen können.“

Auch soziale Sicherheit kann es nur geben, wo die Ordnung Gottes besteht. „Sicherheit hat ihren Preis . . . wo aber der Preis die Freiheit sein soll und die Menschenwürde, dort ist er zu hoch.“ Wer die Seele des Menschen vergißt, kann ihn auch durch die größten sozialen Taten nicht glücklich machen.

Unbegrenzt darf also weder das Streben nach Freiheit noch das nach Sicherheit sein. Nur der Liebe, „der christlichen Bruderliebe von Mensch zu Mensch sind diese Grenzen nicht gesetzt“.

Der Berliner Katholikentag war erfüllt von Gebet. Das Gebet ist auch Dank, im Gottesglauben leben zu dürfen. Während die Menschen ohne Gott von Lebensangst verzehrt werden, hat der Christ wohl Sorgen, Leid, sogar furchtbare Sorge wegen der Bosheit in der Welt — aber nicht jene Lebensangst; denn er kennt ja Gottes gütige Hand, und „wer mit Gott ist, ist immer in der Mehrheit“!

Der Fürst pries das Glück einer christlichen Familie, betender Kinder (er sprach dabei von seinen eigenen), eines christlichen Sterbens. Er sprach von der Liebe zur Kirche und zu ihren Priestern, zumal auch zu den Bischöfen, den Nachfolgern der Apostel, an deren oberster Stelle der Heilige Vater steht. „Aber das verpflichtet uns auch, die weltweiten Sorgen der Kirche Christi mit ihm zu teilen. Und wenn uns die eigenen Sorgen noch so nahe stehen, wer katholisch heißt, muß immer und überall bereit sein, für das Reich Christi einzustehen.“ „Weil wir für Gott sind, darum sind wir . . . hier in Berlin öffentlich aufgetreten für die Rechte Gottes, die Rechte Gottes unter den Menschen.“

„Weil Gott lebt“, so sagte Fürst zu Löwenstein zum Schluß „darum können wir als Menschen weiterleben auch in unserer Zeit.“ Alle unsere Wege müssen auf Gott ausgerichtet sein. Es können auch Kreuzwege daraus werden, „aber die Richtung muß immer die gleiche sein“. Eines hat dieser Katholikentag aber deutlich gemacht: „Wenn unsre Wege auch äußerlich getrennt erscheinen, wir deutschen Katholiken wissen, daß unsre Wege nicht auseinanderführen, daß sie zum Hause des Herrn führen und in die Freiheit der Kinder Gottes . . . Wer diesen Katholikentag erlebt hat, der weiß: wir kommen wieder zusammen.“

Im Namen der Berliner Katholiken sprach Rechtsanwalt Alfons Waltzog aus der Fülle des Herzens.

„Gebt die Gefangenen frei!“

Die Präsidentin des Katholikentages, Frau Hedwig Klausener, forderte dann im Namen aller Anwesenden die Freigabe aller deutschen Kriegsgefangenen:)

„Ich habe euch noch ein Anliegen vorzutragen, ohne das wir hier nicht auseinandergehen dürfen. Wenn Christus, der Herr, uns einmal richten wird, wird er uns auch sagen: Ich war gefangen, und ihr seid zu mir gekommen, oder: ich war gefangen, und ihr seid nicht zu mir gekommen. Haben in diesen Tagen, wenn wir von denen sprachen, die fernbleiben mußten, nicht unsere Herzen auch nach unseren gefangenen Brüdern und Schwestern gerufen, ganz gleich, aus welcher Ursache sie uns ferngehalten werden?“

In dieser Stunde gehen unsere Gedanken und Herzen ganz besonders zu unseren Gefangenen in Ost und West und grüßen sie in treuer Liebe, in heißer Sehnsucht und unerschöpflicher Hoffnung auf ihre endliche baldige Wiederkehr.

Wir wenden uns als große Gemeinschaft der Liebe auf dem 75. Deutschen Katholikentag an die, von denen ihre Freiheit abhängig ist, und bitten sie: Laßt die blutenden Wunden endlich heilen, schenkt den alten Eltern die Söhne und Töchter zurück, gebt den Ehefrauen endlich die Lebensgefährten wieder, gebt den Kindern die Väter zurück, damit sie endlich wieder Familie sein können. Nehmt uns die Ungewißheit um die Vermißten und Verschollenen.

Jedes Jahr ist kostbar. Die Zeit vergeht so schnell. Gebt uns bald, recht bald ein Zeichen, daß ihr diese Bitte gehört habt, daß ihr sie versteht aus dem Munde einer Frau und Mutter, die sich zum Anwalt aller Frauen und Mütter, aller Schwestern und Töchter in dieser Stunde machen durfte, die das Leid des Getrenntseins tragen, die noch immer um ihre Lieben bangen.“

Die Ansprache des Apostolischen Nuntius

Der Apostolische Nuntius nannte in seiner Ansprache den Berliner Katholikentag ein wunderbares Jubelfest, das in hervorragender Weise katholischen Brudersinn bezeuge. Erzbischof Muench griff noch einmal das Thema der vergangenen Tage: „Gott lebt“, auf und wandte sich gegen die Lehre von der ewigen Materie. Einzelne hervorragende Vertreter der modernen Wissenschaft gehen heute so weit, die Erschaffung des Kosmos zu behaupten. Dieses Postulat könnte als die bedeutsamste Entdeckung unserer Zeit betrachtet werden, denn es stelle eine fundamentale Wandlung der wissenschaftlichen Auffassung über das Universum dar. „Und so rufen wir mit klaren starken Worten des altehrwürdigen apostolischen Glaubensbekenntnisses in eine gottlose Welt hinein: Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Der Apostolische Nuntius wies darauf hin, daß menschliche Würde und Freiheit die Theorie von der ewigen Materie hinfällig mache, daß sie sinnlos sei, wenn man bedenke, daß Gott Mensch geworden ist und Gottes Sohn überall lebt. Von der Menschwerdung des Gottessohnes aus habe in der Geschichte alles Gute seinen Ausgang genommen. Der Christ tue gut daran, sich diese Wahrheit in allen Kümernissen des Alltags vor Augen zu halten. „Gott lebt in engster Beziehung mit einem jeden von uns.“ Die Gliedschaft am Leibe Christi läßt uns teilnehmen an der Lebenskraft dieses Hauptes, das Christus ist. „Ihr seid die Kirche“, fuhr der Apostolische Nuntius fort, „und darum, meine lieben Brüder und Schwestern im Herrn, seid unter euch ein Herz und eine Seele, bleibt eins in der Solidarität des Glaubens. Begegnet einander in der Liebe des Herrn, sorgt für-

einander. In dieser stürmischen Zeit, in der unzählige Menschen mit unsagbarem Weh und Leid auf das bitterste heimgesucht werden, liegt es an uns allen, in Eintracht zusammenzustehen und in unermüdlicher Hilfsbereitschaft besonders den Bedrängten, den Kranken beizustehen. Die christliche Liebe kennt keinen achtstündigen Arbeitstag...“ Schließlich forderte der Apostolische Nuntius alle Anwesenden auf, sie möchten doch ihre Treue zum Stellvertreter Gottes erhalten und stärken. Er bat um das Gebet aller, damit das Friedenswerk des Heiligen Vaters dieser Welt zum Frieden gereiche.

Die Schlußansprache des Bischofs von Berlin

Zur Erleichterung aller Anwesenden wurde dann der gedankenschwere Lauf der Reden mit einer Ansprache des Bischofs von Berlin zu beglückend frohem Ausklang gebracht.

In sehr herzlichen, volkstümlichen und mit kleinen Scherzen gemischten Worten bot Bischof Weskamm den Hunderttausenden, die nach Berlin zum Katholikentag „wie zu einer Wallfahrt“ gekommen waren, einen Abschiedsgruß — „Wallfahrer nach einer Stadt, die das Wort ‚Wallfahrt‘ auf sich noch nie angewendet hat“. Aber die drei Vorbedingungen einer Wallfahrt waren sicher erfüllt: ein gut Teil Mühseligkeit; sehr viel Gebet; und der Segen des Herrn. Darum kann man am Ende dieser Woche wohl sagen: „Dies war eine gesegnete Begegnung mit Gott dem Herrn an jedem Tag, und dafür wollen wir... dem Herrgott Dank sagen für all die Gnade, die er uns geschenkt hat.“

Dann dankte der Bischof allen, die sich um das Zustandekommen des Berliner Katholikentages verdient gemacht hatten, dem Berliner Lokalkomitee, dem Zentralkomitee, den Mitarbeitern und Leitern der Arbeitskreise. Dann aber auch den Bischöfen, die diese Tage durch ihre Teilnahme geehrt haben, und dem Heiligen Vater: „Wenn er könnte, wie er wollte, dann wäre er auch gekommen.“

Der Bischof dankte auch dem Senat von Berlin, und „wenn wir dürften, würden wir sogar noch anderen danken“; er dankte besonders herzlich auch den Berlinern überhaupt, die „so freundliche und hilfsbereite Leute sind“.

Als bleibendes Gut, das jeder von diesem Zusammensein mit nach Hause nehmen soll, nannte Bischof Weskamm: zwei Freuden und zwei Sorgen. Die erste Freude ist das Bewußtsein der Einheit der Herzen. Davon sollen alle, wenn sie nach Hause kommen, möglichst viel erzählen, damit alle es wissen und es nicht mehr vergessen wird. „Erzählt davon besonders auch ihr, junge Christen aus allen Richtungen, die ihr in den Lagern und Gottesdiensten und Zusammenkünften euch so tief begegnet seid... und erfüllt auch auf diese Weise das Wort, daß Gott lebt, erfüllt es mit einem so tiefen christlichen Sinn, wie es nur sein kann, denn die Einheit ist auch eine große Sorge der Kirche, und die Einheit der Kirche hängt an dem Geschehen der Welt.“ Von dieser Einheit zu wissen ist nötig, gerade wo heute die Grenzen mitten durch die Bistümer gehen und die Priester nicht mehr über diese Grenzen gesandt werden können. „Diese Welt redet von Grenzen und Sperren. Was uns eint, ist der Herr.“ Dieses Wort von der Einheit der christlichen Herzen dehnte der Bischof auch auf die getrennten Brüder aus, die vor einem Jahr unter dem gleichen Kreuz den Evangelischen Kirchentag abgehalten hatten, und er begrüßte die Tausende

von evangelischen Brüdern und Schwestern, die, da ihnen die Pässe zur Teilnahme am evangelischen Kirchentag in Stuttgart versagt worden waren, kurzerhand nach Berlin gekommen waren, um am Zusammensein der katholischen Brüder und Schwestern teilzunehmen. „Sie sollen in Berlin herzlich willkommen sein, unter ihrem und unserm Kreuz.“ Denn das Kreuz Christi ist eine Brücke, die man über die vor Jahrhunderten aufgerissenen Gräben, die die Christen trennen, legen kann. „Wenn man den Herrn ehrlich sucht, ihr und wir, dann werden wir den Herrn, so viele wir auch sind, finden.“ Die zweite Freude, die alle mit nach Hause nehmen dürfen, ist die Freude eines großen Gottvertrauens. Morgen sind alle wieder in ihr Alltagsleben zurückgekehrt, aber sie dürfen sich sagen: „Wir haben den Herrn gesehen, wir kommen von Gott her, wir haben die große Bruderschaft der Kirche erlebt... So gehen wir heim in die alten Verhältnisse. Aber wir sagen: wie gut ist es doch, gläubig zu sein...“

Dieses Vertrauen wollte der Bischof ganz besonders allen Priestern der östlichen Diaspora mitgeben, die bald wieder auf den alten Wegen dahingehen und -fahren, in der alten Aufgabe, „selber alles zu gestalten und selbst allein zu stehen“. Gerade sie sollen wissen, „wie sehr Priester und Gemeinde zusammenstehen und zusammenhalten im weiten Land, und daß Gott lebt auch in der weiten Zerstreuung des Landes, über dem das Kreuz nicht mehr stehen soll.“

Dann sind es aber auch zwei schwere Sorgenlasten, die jeder mit nach Hause nimmt. Die eine ist die um die jungen Christen! Wie viele Mütter und Väter fragen heute voller Angst: „Was wird aus unsern Kindern?“ Es ist „die Angst um die grauenhafte Gefährdung der Kinder in einer gottlosen materialistischen Atmosphäre und Erziehung; diese Sorge ist so groß, daß sie uns niederdrückt... Es geht hier um das nackte Leben, um die nackte Existenz, um die Frage, ob wir in Gott lebendig bleiben oder zugrunde gehen, ob Menschen gottlos werden oder den Weg zu Gott gehen wie das Kind zum Vater. Ihr werdet mich fragen: Wie können wir diese Sorge loswerden? Das weiß ich nicht! Ich habe kein Rezept dafür.“

Bischof Weskamm hat also keineswegs die Größe der Sorge um die eigene Machtlosigkeit vertuscht. Er konnte nur nachdrücklich betonen, er werde nie einverstanden sein mit dieser Form der Erziehung, ihrer Art und ihrem Geist. Aber es gibt nichts zu tun, als auch hier mit Festigkeit zu sagen: Gott lebt! Und da muß jeder auf seinem Posten sein, „so lebendig, daß ihr neben der Welt, die man da aufbaut, mit dem Aufbau der göttlichen Welt antwortet“. In den Häusern und Familien müssen die Christen so lebendig sein, „daß dieser Wintersturm vorübergehen kann, ohne den Geist eurer Kinder erfrieren zu machen“. Sie müssen so gläubig sein, daß die jungen Christen einfach hinzutreten können, „wie in eine wärmende Heimat“. Der Bischof grüßte hier neben den Vätern und Müttern auch alle Erzieher, „die innerlich zu Gott stehen und auf ihrem manchmal so schweren Posten ausharren und sagen: mich hat Gott der Herr hierher gestellt“.

Die zweite große Sorge ist die um die Zukunft unseres Volkes und die Zukunft der anderen Völker. Es ist die Sorge um den Frieden in der Welt. „Wir beten sehr, daß

Gott die Geschicke und die Herzen der Völker lenkt, daß er den Haß sterben läßt, damit Friede wird. Wenn wir diese große Sorge gerade in dieser Stadt, die wie eine Insel mittendrin liegt, an diesem Katholikentag aufgreifen, dann deshalb, um herauszustellen, wie sehr wir darum bitten, daß die Verantwortlichen im öffentlichen Leben, daß die Männer, die die Macht haben, diese Macht richtig verwalten . . . Wo allerdings Gott nicht mehr sein darf, da kommen die Dämonen, und dann gnade uns Gott!“ Ganz besonders bat der Bischof auch alle, die die öffentliche Meinung bestimmen, die Männer der Presse und Publizistik, sich ihrer Verantwortung für den Frieden durch Entspannung der Stimmung und durch Brückenbauen bewußt zu sein.

„Wir Christen“, so schloß der Bischof, „die wir uns nach Christus nennen mit einer großen Verantwortlichkeit, wir wollen uns in erster Linie bemühen um das, was wir

beten, damit das auch wirklich werde, was wir beten: ‚Domine, dona nobis pacem‘, Herr gib uns, und nicht nur uns, gib allen den Frieden, den wir brauchen, den Frieden, den die Völker verlangen, den Frieden, den Du, o Herr, uns als das große Geschenk geben mußt . . . Herr, wir knien nieder, mache über uns Dein Kreuz . . . damit unsre Seele das große Vertrauen mitnehme, weil Du lebst, und die große Verantwortung, daß Du bei uns lebst.“

Mit einer Sakramentsandacht wurde der Katholikentag beschlossen. Am Montag fand ein Pontifikalrequiem für die Gefallenen, die im KZ Verstorbenen und alle Opfer der Kriegs- und Nachkriegszeit statt.

Das traditionsgemäß nach Beendigung des Katholikentags tagende Zentralkomitee beschloß, den nächsten Katholikentag im Jahre 1954 aus Anlaß des Bonifatiusjubiläums in Fulda abzuhalten.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Brief des Heiligen Vaters an die Vorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes

Am 26. und 27. Juli fand in Bonn die 13. Generalversammlung des Katholischen Deutschen Frauenbundes statt. Nahezu 500 Delegierte nahmen an der Tagung teil, deren Hauptthema lautete: „Die Katholische Frauenbewegung in der sich wandelnden Zeit“. Den durch den Wandel der Zeit bedingten Wandel der Aufgaben der Frauenbewegung betont auch der schöne Brief Papst Pius' XII. an die bisherige Vorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes, Frau Gerta Krabel, die nach jahrzehntelangem Wirken in diesem Jahr ihr Amt niederlegte und zur Ehrenvorsitzenden ernannt wurde. Der Brief des Heiligen Vaters zeichnet einleitend den Weg des Frauenbundes nach, um dann das eigentliche Thema aufzugreifen: die in der heutigen Zeit dringender denn je notwendige „Formung der Frau zur vollkommenen Persönlichkeit und echten Christin“.

„Es ist“, so fährt der Papst fort, „als ob sich alles verschworen hätte, dem Menschen und Christen die Wahrung seiner Persönlichkeitswürde zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Die Technik und Betriebsamkeit der Reklame und Propaganda, des Senders und des Films lassen die Sinne kaum mehr zur Ruhe kommen und versperren so von vornherein den Zugang zur inneren Sammlung. Es wird der Menschentyp geschaffen, der es nicht erträgt, auch nur eine Stunde mit sich allein zu sein. Die Industrialisierung, die den einzelnen dem Werk und Betrieb ausliefert, ist daran, ihre Art auch der Landwirtschaft aufzudrängen. Das gesellschaftliche Leben ist gekennzeichnet durch die vielverschlungene Abhängigkeit des Einzelnen und der Einzelfamilie von der öffentlichen Hand, von technischen, wirtschaftlichen, sozialen Kontrollen, Zentralen und Organisationen. Das Großstadtwesen bestimmt immer aufdringlicher die Form des menschlichen Daseins; der Einzelne wird unaufhaltsam aufgesogen von der Masse.“

Die tiefe Tragik dieser Entwicklung liegt darin, daß sie sich auswirkt gerade in dem Augenblick, da Weltanschau-

ungen rein materialistischer Prägung die menschliche Persönlichkeit bewußt brechen und den Einzelnen zum Element der Masse machen wollen, wobei sie jene technische und wirtschaftlich-soziale Lage rücksichtslos für ihre Ziele ausnutzen.

Wir brauchen Ihnen nicht auszuführen, welche verheerende Wirkung die Entwicklung zum Massendasein gerade auf die Frauenwelt und die Frauenseele hat. Die vergangenen zwanzig Jahre haben Sie erschütternde Erfahrungen machen lassen. Dabei ist das hinter Ihnen Liegende vielleicht nur erst die Generalprobe für eine noch schwerere Auseinandersetzung. Es geht um die Würde der christlichen Frau, des Jungmädchens und der Unverheirateten wie der Gattin und Mutter; es geht um die christliche Ehe und Familie, die eheliche Treue, das Kind und seine Erziehung. Alle diese heiligen Bezirke haben bereits feindlichen Ansturm und Einbrüche erlitten in einem Ausmaß, wie es die Erfahrung der Kirche bisher nicht gekannt hat.

Das, was die Stunde heischt: alles daranzusetzen, um den Einzelnen und die Einzelne zu einer christlichen Persönlichkeit heranzubilden, die, auch auf sich allein gestellt, Gott und seiner Weltordnung im Natürlichen wie Übernatürlichen die Treue halten wird — das gilt auch für Ihren Bund. Wir hegen die feste Hoffnung, daß Sie bis in die innerpolitischen Auseinandersetzungen über die Ehe, das Elternrecht, die Schule und die soziale Ordnung jenen Anruf vor Augen haben und für seine Erfüllung arbeiten und opfern werden.

Man spricht so viel von der europäischen Kultur, jener Kultur, die aus der Vergangenheit zu retten oder für das vereinte Europa der Zukunft zu schaffen ist. Man sei sich nur über eines klar: diese europäische Kultur wird entweder unverfälscht christlich und katholisch sein, oder aber sie wird verzehrt werden vom Steppenbrand jener anderen materialistischen, der nur die Masse und die rein physische Gewalt etwas gelten.

Der Christ, der Katholik, ist nicht kleinmütig. Sein Glaube macht ihn immer zuversichtlich. Auch Sie, geliebte Töchter, sollen es sein. Sie haben die gesunde Menschen-